This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

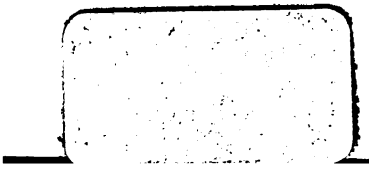
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495666 9



Börne's

Briefe aus Paris

1830 — 1831.

Zweiter Theil.

Börne's Schriften 1r bis 8r Band

sind bis zum Schluß der Leipziger Ostermesse 1832 noch zum zweiten Subscriptionspreise zu 6 Thlr. zu bekommen. Dann tritt der Ladenpreis dafür mit 8 Thlr. ein.

Briefe aus Paris

1830 — 1831

von

Ludwig Börne.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1832.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
819159
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1919 L

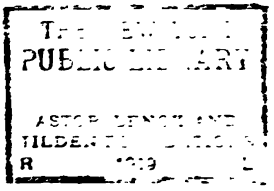
Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Zehnter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1832.


PUBLIC
ASTOR
R

Inhalt.

Neun und zwanzigster Brief	Seite	1
Dreißigster Brief	—	14
Ein und dreißigster Brief	—	28
Zwei und dreißigster Brief	—	47
Drei und dreißigster Brief	—	61
Vier und dreißigster Brief	—	73
Fünf und dreißigster Brief	—	95
Sechs und dreißigster Brief	—	114
Sieben und dreißigster Brief	—	128
Acht und dreißigster Brief	—	149
Neun und dreißigster Brief	—	161
Vierzigster Brief	—	172
Ein und vierzigster Brief	—	190
Zwei und vierzigster Brief	—	207

COLUMBIA UNIVERSITY.

Drei und vierzigſter Brief . . . . . Seite 225
Vier und vierzigſter Brief . . . . . — 248
Fünf und vierzigſter Brief . . . . . — 266
Sechs und vierzigſter Brief . . . . . — 280
Sieben und vierzigſter Brief . . . . . — 286
Acht und vierzigſter Brief . . . . . — 306

Neun und zwanzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 25. Januar.

In diesen Tagen wird das Schicksal Belgiens entschieden seyn. So eine lächerliche Thron-Versteigerung ist mir noch nicht vorgekommen. Daß es Fürstensöhne giebt, die um diese Krone betteln! Lieber streckte ich meine Hand nach einem Sou aus. Betteln um eine Krone! Jupiters Donner als Almosen empfangen! Eine Krone muß man rauben, oder sie annehmen aus Barmherzigkeit. Frankreich wird Belgien ganz gewiß bekommen, oder doch den größten Theil davon. Das ließ sich vorher fe-

hen. Die große Verwirrung, welche beim belgiſchen Congreſſe herrſchte, hatte ſo viel Methode, daß man wohl merkte, daß alles verabredet war. Frankreich wird nie zugeben, daß der kleine Beauharnois König von Belgien wird, und ich gebe es noch weniger zu. Behüte mich Gott! Mir iſt nichts verhaßter, denn nichts iſt verderblicher, als dieſe Miſchung von Buonapartiſchem und deutſchem Blute. Frankreich hat das erfahren unter Napoleon, hatte aber das Glück, früher unglücklich als ſchuldig zu werden. Was! einen König, der ſein Volk verwundete und vergiftete zugleich, zugleich Sklaverei und Dienſtbarkeit über es brächte? Dieſe beiden Uebel waren doch bis jetzt in keinem Staate vereinigt. Die Spanier, Italiener, Ruſſen und Andere ſind Sklaven; die Völker deutſcher Zunge ſind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, entwürdigt nicht; doch Dienſtbarkeit erniedrigt. Lieber einen Don

Miguel zum Herrn haben, als einen sogenannten milden und gerechten deutschen Fürsten. Man ehrt doch noch die Kraft, indem man sie fürchtet, ihr Fesseln anlegt; wir zahmen Hausthiere aber dürfen frei umhergehen, weil man recht wohl weiß, daß wir jeden Abend in den Stall zurückkehren, und zu jeder Tageszeit kommen, sobald man uns pfeift. Lassen Sie so einem Schafe einmal in den Sinn kommen, den Löwen zu spielen, und Sie werden sehen, wie der milde und gerechte Hirt zum Tiger wird. Die weiche Nachgiebigkeit macht selbst eine Kanonenkugel mild; sie dringt durch Stein und Eisen und bleibt in einem Misthaufen stecken. Nichts erwarte ich von dieser Schafheerde. Was wir in den letzten Zeiten gesehen, das war die bekannte Drehkrankheit. Woher kommt dieser Lakaien-Charakter der Deutschen? — Ich weiß es nicht; aber sie waren immer so gewesen. Man glaubt, das Volk stamme aus

Aſien. Vielleicht waren ſie dort eine Art Paria-Kaſte, die es endlich nicht mehr aushalten konnte und wegzog. Aber der Hund, der ſich von der Kette losreißt, bleibt immer Hund, er wechſelt nur den Herrn. Die alten Deutſchen waren zwar freier, aber nicht frei geſinnter als die heutigen. Wer nicht viel hat, kann nicht viel beſteuert werden, und die alten Deutſchen waren rohe Wilde; ohne leiblichen, ohne geiſtigen Beſitz. Aber was ſie hatten, gaben ſie immer hin für ihre Anführer, die ſie freiwillig ſuchten. Sie lebten und ſtarben für ſie, und zu Hauſe verwürfelten ſie ihren eignen Leib, wenn ſie kein Geld mehr zu verlieren hatten. Dienſtbarkeit, Trunkenheit, Spielſucht, das ſind die Tugenden unſerer Ahnen. Ich erinnere mich aus meinen Schuljahren eines Deklamations-Gedichts, das fing ſo an: Die alten Deutſchen waren — nicht ſchmeidig wie der Aal — doch Löwen in Gefahren — und Lämmer beim Po-

kal. — Geſchmeidig ſind wir noch heute nicht; Löwen ſind wir noch in Gefahren, aber nur nicht in unſeren eigenen, und Lämmer ſind wir das ganze Jahr, nur nicht beim Pokal. Da ſind wir grob, und wenn das ganze deutſche Volk nur einmal vier Wochen hintereinander betrunken wäre, oder wenn es eben ſo lange nichts zu eſſen hätte, da ließe ſich vielleicht, etwas mit ihm anfangen.

Mittwoch, den 26. Januar.

— Das muß einen ganz eignen Grund haben, daß Sie gestern nicht hier waren, daß Sie nicht den Othello und die Malibran als Desdemona gehört haben! So hart ist doch Gott sonst nicht gegen seine guten Kinder. Sie, die Sie das Alles mit hundert Lippen einsaugen, mit hundert Seelen empfinden! Wie wäre Ihnen geworden, da es schon mich in solche Bewegung setzte! War es doch, als wäre das eigne Herz zur Harfe geworden, auf welcher Engel spielten — das Ohr horchte nach Innen. So klagen die Seligen, wenn sie Schmerzen haben! So stürmen die Götter, wenn sie zornig sind, gegen Unsterbliche wie sie. So weinen, lächeln, lieben, bitten und trauern die Engel. Mit wahrer Seelenangst klammerte ich mich an die irdischen Worte fest,

damit ich nur den Boden nicht verlor, und von den Geistertönen hinaufgezogen würde. Die Malibran, die hat Gott beurkundet mit der Unterschrift seiner Schöpfung, die kann keiner nachmachen. Es war wie eine Blumenflur von allen milden und stolzen, stillen und hohen, süßen und bittern Gefühlen des Menschen, mit aller Farbenpracht, allen Wohlgerüchen und allen Betäubungen der mannigfachen Blumen. Dieses Weinen, dieses Weinen ohne Thränen habe ich nie gesehen, möchte ich nie sehen im Leben. Als ihre Thränen zu fließen anfingen, war mir die Brust wie erleichtert. Hat die Liebe so viel süße Schmeichelei, kann der Schmerz so edel seyn, durchbohrt Verachtung so tief, kann der Zorn so erhaben, der Schrecken so erschrecklich, die Bitte so rührend seyn? Ich wußte das Alles nicht. Fragen Sie mich: hat sie das gesprochen, gesungen, mit Geberden so dargestellt? Ich weiß es nicht. Es war Alles

verſchmolzen. Sie ſang nicht blos mit dem Munde, alle Glieder ihres Körpers ſangen. Die Töne ſprühten wie Funken aus ihren Augen, aus ihren Fingern hervor, ſie floſſen von ihren Haaren herab. Sie ſang noch, wenn ſie ſchwieg. Ich habe mich für unverbrennlich gehalten und habe erfahren, daß ich es nicht bin; ich will künftig auf Feuer und Licht mehr Acht geben.

Im dritten Akte hätte ich es nicht länger aushalten können, ſtände nicht zum Glücke ein kleiner Hanswurſt hinter meinem Herzen auf beſtändiger Lauer, der immer mit ſeinen Späßen hervortritt, ſobald das Herz zu betrübt und ernſt wird. Als die Scene kam, wo Othello Desdemonen den Tod ankündigt, und dieſe, ehe ſie niederſank und ſich dem Dolche hingab, ſich in die Wolken erhob und wie ein Sturmwind die ganze Welt der Leidenſchaften umbrauſte, Liebe, Haß, Zorn, Schrecken, Spott, Trotz,

Verachtung, und dann wieder zur Liebe kam, und noch einmal Alles umkreiste — da wurde mir heiß am ganzen Körper. Ein vernünftiger Menſch hätte ruhig fortgeſchwitzt und ſich nicht ſtören laſſen; aber ein Philoſoph, wie ich, will durchaus wiſſen, warum er denn eigentlich ſchwitzt. Und ich wußte es nicht; denn ich hatte aus der Pſychologie vergeſſen, welche Leidenſchaft, welche Gemüthsbewegung den Menſchen in Schweiß bringt. Da fiel mir ein, in Goethe's Leben geleſen zu haben, wie in der Schlacht von Valmy, zwar in beſcheidener Entfernung vom Schlachtfelde, doch nahe genug, daß er den Kanonendonner hören konnte, dem Dichter ganz heiß geworden war, wie mir im Othello. Daraus ſchloß ich denn, daß es die Furcht ſei, die den Menſchen ſchwitzen mache. Darüber mußte ich lachen und das erleichterte mir das ſchwere Herz. Und als darauf die Malibran herausgerufen worden und erſchien,

und ich ſah, daß Alles nur Spiel geweſen, ging ich froh nach Hauſe, und ſegnete die Künſtlerin, die Gott ſo geſegnet. Shakeſpeare's Othello, wie ihn der italieniſche Operntext zugerichtet, iſt dumm bis zur Genialität. Man hat ſeine Luſt daran. Die Muſik ſcheint mir noch das Beſte, was Roſſini gemacht. Uebrigens bekümmerte ich mich nicht darum, und ich glaube die Malibran auch nicht. Was aber die Weiber ſchwache Nerven haben, wenn ſie nicht präparirt ſind! Dieſe Malibran, die doch den ganzen Abend ſo unerſchrocken durch Waſſer und Feuer ging und alle Elemente aushielt, ohne zu zucken — ich ſah ſie vor Schrecken zuſammenfahren wie ein Schäfchen, als einmal hinter den Couliſſen etwas wie ein Leuchter von der Decke herabſtürzte!.. Es Ihnen proſaiſch zu wiederholen: die Malibran iſt die größte Schauſpielerin, die ich je geſehen. In der heftigſten Bewegung zeigte ſie jene

wahre antike Ruhe, die wir an den griechiſchen Tragödien bewundern, und welche wahrſcheinlich auch die Schauſpieler der Alten hatten. Darum, des rechten Maßes ſich bewußt, ſpielt ſie auch mit einer Kühnheit, die eine Andere ſich nicht erlauben dürfte. Sie klammert ſich flehend an den Mantel des wüthenden Othello oder ihres erzürnten Vaters, ſie umſchnürt ihre Hände mit den Falten des Kleides, ſie zerrt daran — eine Linie weiter und es wäre lächerlich, es ſähe aus, als wolle ſie ihnen die Kleider vom Leibe reißen; aber ſie überſchreitet dieſe Linie nicht und ſie iſt erhaben. Und ihr Geſang! Gibt es denn mehr als eine Art, darf man denn anders ſingen? Spricht man im Himmel auch verſchiedene Dialekte? Nun, dann hat ſie hoch himmliſch geſungen, meißniſch, und die Andern ſingen platt himmliſch. Sie ſehen, ich kann auch ein Narr ſeyn — zu meinem Glücke nur ein proſaiſcher, denn ich

kann keine Verſe machen. Ich gehe nächſtens einmal in die große franzöſiſche Oper, und das wird mich wieder heilen.

— Nächſtens gibt man zum Beſten der Polen ein großes Concert. Die erſten Künſtler und Künſtlerinnen nehmen daran Theil. Eine Dame von Stande aus Brüſſel, bewunderte Harfenſpielerin in ihrer Stadt, wird die Reiſe nach Paris machen, ihre ſchöne Kunſt zur ſchönſten Beſtimmung zu verwenden. Dieſer edlen Frau verzeihe ich alle ihre Ahnen. Auch werden, zu gleichem Zwecke, in allen Theilen der Stadt Bälle gegeben werden. Eine polniſche Kommiſſion hat ſich gebildet, an deren Spitze Lafayette ſteht. Unter den Mitgliedern ſind auch Delavigne und Hugo. Dieſe wollen durch Gedichte begeiſtern. Der Referendar Simrock in Berlin wird ſich hüten, ſich das zweite Mal zu verbrennen; der beſingt die polniſchen

Farben gewiß nicht..... Hat man in Frankfurt auch die jüdisch-polnische Zeitung, deren erste Nummer hier angekommen ist? Sie wird von Rabbinern geschrieben und es werden darin alle jüdischen Glaubensgenossen aufgefordert, mit Geld beizustehn. Unsere deutschen adligen Juden, die auf Du und Du mit allen Ministern und fürstlichen Maitressen sind und darum auf Ehre halten, werden lachen über die Zumuthung jener polnischen Canaillen und sich um die stinkenden Polen und ihre stinkende Freiheit wenig bekümmern.

Dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 27. Januar 1831.

Sie fragen mich: ob denn die heſſiſche Conſtitution wirklich ſo gar arg wäre, als ich behauptet? Was arg! Das iſt das Wort gar nicht. Es iſt die unverſchämteſte Prellerei, die mir je vorgekommen. Die Erzjuden hier auf den Boulevards, wenn ſie ſie läſen, würden mit Neid ausrufen: nein, das können wir nicht! Gewährte die Conſtitution noch ſo wenig oder auch gar nichts von dem, was heute die Völker von einer erwarten, dagegen ließe

ſich nichts ſagen. Die Freiheit wurde von einem Fürſten nie geſchenkt noch verkauft; ein Volk, das ſie haben will, muß ſie rauben. Dem Geduldigen gibt man nichts, dem Drohenden wenig, dem Gewaltthätigen Alles. Die Heſſen haben nur etwas gedroht. Aber dieſe Conſtitution iſt eine Betrügerei, man hat das ſchlechte Zeug gelb gemacht, daß man es für Gold halte, und ſo dumm iſt unſer Volk, daß unter hundert Käufern nur Einer merkt, daß er betrogen worden. Was iſt das für eine Conſtitution, die den Satz enthält: Das Briefgeheimniß iſt unverletzlich, für nöthig hält ausdrücklich zu erklären, die Regierung dürfe keine ſchlechten Streiche machen? Es heißt: Die Preſſe iſt vollkommen frei, ausgenommen, wo ſie die deutſche Bundes-Verſammlung beſchränkt; die deutſche Bundes-Verſammlung aber hat ſie in allem beſchränkt. Es heißt: Alle Religionen ſind gleich

vor dem Gesetze, und gleich darauf: die Rechte der Juden werden unter den Schutz der Constitution gestellt. Das heißt: Einem, der in Ketten liegt, zu seiner Beruhigung eine Wache zur Seite stellen, damit ihm ja Niemand seine Ketten stehle! Die Juden haben es jetzt viel schlimmer, als vorher. Früher konnte doch der Fürst die Rechte der Juden erweitern, sie den übrigen Staatsbürgern ganz gleich stellen. Jetzt kann er aber das nicht mehr, da der rechtlose Zustand der Juden unter dem Schutze der Constitution steht, die von dem Fürsten nicht übertreten werden kann. Und so die Wahlen, so Alles. In der ganzen Constitution sind die Rechte zwischen Regierung und Volk so getheilt, wie jener Jude mit einem dummen Bauer den Gebrauch eines gemeinschaftlich gemietheten Pferdes theilte: „Eine Stunde reite ich und du gehst, die andere Stunde gehest du und ich reite.“

— Warum wundert Sie, daß es dem *** in Wien gefallen, und warum wundert das ihn selbst? Wien ist ein ganz hübscher Ort und ich möchte wohl dort wohnen, wenn ich ein fetter Antonius wäre und kein magerer Cassius. Wenn er sagt, er habe es dort ganz anders und besser gefunden, als er erwartet, so ist das seine Schuld; er hat falsch gesucht und falsch gefunden. Er glaubte wahrscheinlich, in Wien bekäme jeder die Knute, der ein Wort von Politik spräche, und man fände dort keine anderen Bücher als Koch- und Gebetbücher. Aber so ist es nicht. Campe schrieb mir neulich, daß meine Schriften in Oesterreich am meisten Abgang hätten. Das muß aber Keinen irre machen. *** ließ sich täuschen, wie sich die Wiener selbst täuschen lassen. Die glauben auch, daß sie sich eine Freiheit nehmen, die ihnen die Regierung eigentlich gibt, wobei aber diese klug genug ist, sich anzustellen, als

ließ ſie ſie nehmen, weil ſie weiß, daß verbotene Früchte am ſüßeſten ſchmecken. Der öſterreichiſche Staat iſt eine ſeelenloſe Dampfmaſchine, aber keine mit hohem Drucke. Sie wiſſen dort genau zu berechnen, wie weit man es treiben darf, ohne daß der Keſſel platze, und laſſen darum zuweilen Rauch aus dem Schornſteine — nach oben, in den höhern Ständen, in der Reſidenz; nach unten nie.

— Ich habe herzlich darüber lachen müſſen, daß die hannövriſchen Soldaten beim Einzuge in Göttingen den Marſeiller Marſch geſpielt. Ich glaube, die Spitzbuben haben das mit Bedacht gethan. Sie wollten ſich wohl über die Revolutionairs luſtig machen. Vielleicht war es auch Gutmüthigkeit. Sie dachten, da habt ihr euern Marſeiller Marſch, Ihr wollt ja nicht mehr. Und vielleicht wollten ſie wirklich nicht mehr. Haben Sie aber auch

die Unterwürfigkeits-Akte der Stadt Göttingen geleſen, den Brief, den ſie an den General geſchrieben. Das iſt zu ſchön. Vor lauter Demuth und Zerknirſchung wiſſen ſie nicht genug Hochgeburt und Hochwohlgeburt aufzutreiben. Sie kriechen unter die Erde. So iſt der gute Deutſche! Wenn einmal ein müder Bürger ſeinen ſchweren Bündel Unterthänigkeit abwirft, gleich hebt ihn ſein Nachbar auf, und hockt die Laſt zu ſeiner eigenen. Und in dieſes Land ſoll ich zurückkehren! Hätten ſie nur wenigſtens eine italieniſche Oper wie hier! Aber keine Freiheit und keine Malibran, keinen Styx und keinen Lethe!

— Ich ſchrieb Ihnen neulich von einem Gemälde, die Schlachttage im Juli darſtellend, das ich geſehen. Da war aber doch mehr der Stoff, der mir Freude gemacht, die Phantaſie mußte ſich das Uebrige erſt ſelbſt verſchaffen;

denn Vieles fehlte, das Gemälde hatte keinen großen Kunstwerth. Jetzt ist aber im Diorama ein Gemälde gleicher Art aufgestellt, das alles selbst leistet und von der Phantasie nichts fordert. Die Vertheidigung und Eroberung des Stadthauses wird vorgestellt, und die Täuschung ist auf das Höchste getrieben. Es ist ganz ein Schlachtfeld, nur ohne Gefahr. Die Sonne liegt heiß auf dem Pflaster und brennt auf dem Gesichte der Streitenden. Die Luft ist so rein, daß man durch den zarten Pulverdampf siehet. Menschen und Pferde bluten und verbluten. In der Mitte des Platzes siehet man einen Zögling der polytechnischen Schule, in der linken Hand die dreifarbige Fahne, in der rechten den Degen haltend. Er stehet mit dem linken Fuße auf einer Kiste, mit dem rechten auf einem höheren Fasse, und ist eben im Begriffe, sich hinauf zu schwingen, um oben die Fahne hinzupflanzen. Es gibt nichts Theatra-

liſcheres als dieſe Stellung, und doch hat ſie der Maler gewiß nur nachgeahmt, nicht erfunden. Darin haben es die Franzoſen gut, daß ſie vermögen mit jeder Großthat im weiten Felde zugleich das Drama zu dichten, das jene Großthat im engen Felde darſtellt. Sie ſind zugleich Helden und Schauſpieler. Man ſiehet es ganz deutlich an dieſem Jünglinge mit der Fahne, wie er ſeiner Kühnheit und ſeiner theatraliſchen Stellung zugleich froh war. Noch eine andere ſchöne Gruppe zeichnete ſich aus. Ein Mann aus dem Volke, Bruſt und Schultern nackt, kniet auf die Erde, in dem rechten Arm einen verwundeten hinſinkenden Knaben haltend, die linke Fauſt gegen die hintenſtehenden Soldaten ballend, die den Knaben wohl eben getroffen. An der Schwelle eines Hauſes liegt die Leiche eines Frauenzimmers. Daß mitten im Kugelregen mehrere Frauenzimmer unerſchrocken weilen, um den Verwundeten

beizustehen, hat mich weniger gewundert, (sie trieb das Mitleid) als daß andere ohne Furcht zu den Fenstern hinaus sehen. Im Hintergrunde, am Wasser, stehen die königlichen Soldaten. Jenseits schießen die Studenten herüber. Ich habe unter den Kämpfern wieder gute Röcke gesucht, vornehme und reiche Leute, die mehrere hundert Franken Steuern zahlen und Wähler seyn können — ich habe aber Keine gefunden. Ich will den Herren nicht Unrecht thun, vielleicht hatten sie an jenen Tagen, ihre guten Kleider zu schonen, diese zu Hause gelassen und schlechte Röcke für die Schlacht angezogen. Aber auch die Hemden waren schwarz und grob; haben sie die auch gewechselt?

Freitag, den 28. Januar.

So eben komme ich vergnügt aus dem Leſekabinette — vergnügt, weil ich mich geärgert habe. So oft mir dergleichen Aergerliches begegnet, halte ich es gleich feſt, und mache mir den Aerger ein; denn in Paris iſt er nicht alle Tage friſch zu haben; die deutſchen Zeitungen kommen ſo unregelmäßig hier an. Sie werden vielleicht in meinen Briefen einen Widerſpruch mit meiner Klage finden; Sie werden meinen, über franzöſiſches Weſen hätte ich mich doch oft genug geärgert. Das iſt aber etwas ganz anders. Das war nicht Aerger, das war Zorn; Aerger aber iſt zurückgetretener Zorn. Man ärgert ſich nicht, wenn Einem der Gegner an Macht überlegen iſt — das merkt und berechnet man in der

Leidenschaft nicht — sondern wenn uns der Gegner, entweder an Unverschämtheit überlegen ist, so daß er uns unter die Beine kriecht und uns umwirft, oder an Autorität, so daß er uns das Sprechen verbietet und wir uns nicht wehren dürfen. Der Zorn aber ist wohlgemuth, stark und darf seine Kraft gebrauchen. Darum gerathe ich in Zorn über das Treiben hier, denn ich darf dagegen eifern, und hundert Gleichgesinnte thun es für mich alle Tage; darum ärgere ich mich über deutsches Treiben, weil ich dulden und schweigen muß. Nun es war ein Artikel in der allgemeinen Zeitung mit einem Kreise, der einen Mittelpunkt hat bezeichnet — so: ⊙. Wahrscheinlich hat das der Redakteur vorgesetzt, um zu verstehen zu geben, sein Correspondent habe das Schwarze in der Scheibe getroffen. Schon lange sitze ich an der Wiege des guten lieben deutschen Kindes, und warte, daß es einmal die Aeuge-

lein auffchlage. Endlich erwacht es und greint ſanft wie ein Kätzchen. Jener Correſpondent macht einen Katzenbuckel und ſagt leiſe, leiſe: er müſſe ganz gehorſamſt bemerken, es wäre doch endlich einmal Zeit, auch ein deutſches Wort über Krieg und Frieden zu ſprechen, und er werde ſich die unterthänige Freiheit nehmen, dieſes zu thun, und auch, wenn man es ihm gnädigſt erlauben wolle, darauf hindeuten, wie unſer Vaterland in gegenwärtige Angelegenheiten verwickelt ſei, und wie es ſich heraus wikkeln könne. Ich machte große Augen und dachte: der Kerl hat Courage! Jetzt tappt er hin und her, herüber und hinüber, ſpricht im Allgemeinen von jenem Staate, von dieſem Staate; der noch ungeleſene Theil des Artikels wird immer kürzer, die letzte Zeile rückt immer näher, und noch kein Wort von Deutſchland. Endlich kommt die letzte Zeile, und da ruft unſer Held: von Deutſchland ein

andermal! und läuft was er laufen kann. Ich ſpuckte ganz ſanft auf Deutſchland, die allgemeine Zeitung und den heroiſchen Artikel, und nahm den Aerger mit zu Tiſche. Aerger, in gelinden Gaben genommen, das weiß ich aus Erfahrung, befördert die Verdauung ungemein.

Samstag den 29. Januar.

Ueber die Briefe eines Verstorbenen werde ich Ihnen meine Meinung sagen, sobald ich sie fertig gelesen. . . . Ich höre, das polnische Manifest habe in Frankfurt nicht gedruckt werden dürfen. Der Frankfurter Bürgermeister und Anstett haben Gott ein Bein gestellt, das ist doch recht unartig.

Ein und dreißigſter Brief.

Paris, Sonntag den 30. Januar 1831.

Ei! das Volk hat ja wieder einen König gemacht; der Herzog von Nemours iſt in Belgien gewählt worden. Nürnberger Waare! Aber, warum nicht, ſo lange die Völker Kinder bleiben und Kinderſpiele lieben? Dieſe Frechheit des Volkes, einen König zu machen, muß unſern Altgläubigen noch viel entſetzlicher vorkommen, als die einen König zu zerſtören. Gottes Werke zu Grunde richten, das kann

freilich jeder: aber Gottes Werke nachſchaffen wollen — das iſt verwegene Sünde. Ich bin nun jetzt begierig, was die franzöſiſche Regierung thun wird, oder eigentlich was ſie ſagen wird; denn was ſie thun wird, darüber war niemand je in Zweifel; es war gleich von der erſten Stunde der belgiſchen Revolution alles darauf angelegt, das Land mit Frankreich zu vereinigen. Aber was ſagen? Sebaſtiani hat erſt vor einigen Tagen in Gegenwart ganz Europa's erklärt, ſeine Regierung würde weder den Herzog von Nemours gewähren, noch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich annehmen! So ſind die Diplomaten! Sie wiſſen recht gut, daß ſie einander nicht betrügen können — es iſt Liebhaberei, es iſt eine Kunſtliebe.

Sie ſchreiben mir, Heine habe in ſeinem vierten Bande von der franzöſiſchen Revolution geſprochen. Ich denke, er hat nur zu ſprechen

verſucht, es nicht ausgeführt. Welche Rede wäre ſtark genug, dieſe wildgährende Zeit zu halten? Man müßte einen eiſernen Reif um jedes Wort legen, und dazu gehörte ein eiſernes Herz. Heine iſt zu mild. Mir auch ſchrieb Campe, er erwarte, ich würde im achten Bande etwas Zeitgemäßes ſagen. Dieſer achte Band, den ich machen ſollte, hier in Paris, eine Viertelſtunde von den Tuilerien, eine halbe vom Stadthauſe entfernt — es gibt nichts Komiſcheres! Was, wo, worauf, womit ſoll ich ſchreiben? Der Boden zittert, es zittert der Tiſch, das Pult, Hand und Herz zittern, und die Geſchichte vom Sturme bewegt, zittert ſelbſt. Ich kann nicht wiederkauen, was ich mit ſo viel Luſt verzehrt; dazu bin ich nicht Ochs genug. Prophet wollte ich ihm ſeyn, zwölf Bände durch. Und was kann der Deutſche anderes ſeyn als Prophet? wir ſind keine Geſchichtsſchreiber ſondern Ge-

ſchichtstreiber. Die Zeit läuft wie ein Reh vor uns her, wir, die Hunde, hintendrein. Sie wird noch lange laufen, ehe wir ſie einholen, es wird noch lange dauern, bis wir Geſchichtsſchreiber werden. Doch — ich will jetzt gehen, Beethoven hören. Fünf, ſechs ſolcher Menſchen hat das Land, unter denen wir Schatten gegen Hitze, Schutz gegen Näſſe finden. Wenn die nicht wären! Das Conzert beginnt um zwei Uhr. Das ſcheint mir beſſer als Abends. Ohr und Herz ſind reiner vor dem Eſſen. Vielleicht beſuche ich dieſe Nacht den Maskenball. Nicht den in der großen Oper, den kenne ich von früher, das iſt zum Einſchlafen; ſondern den im Theater an der Porte St. Martin. Da finde ich mein gutes Volk in der Jacke, das im Juli ſo tapfer gekämpft. Da iſt Luſt und Leben. Lange Röcke, lange Weile — das habe ich immer beiſammen gefunden.

Dienſtag den 1. Februar.

Das Conzert Sonntag im Conſervatoire, iſt, wie ich mir denke, ſehr ſchön geweſen. So ganz aus Erfahrung weiß ich es nicht. Ich ſaß in der zweiten Reihe Logen, warm wie in einem Treibhauſe, und verſteckt hinter Frauenzimmern wie ein Gärtner hinter Blumen. An der Seite ſperrten mir dumme dicke Säulen, vor mir dumme große Hüte die Ausſicht. Wir haben Revolutionen erlebt, die tauſendjährige Könige umgeworfen — wird ſich denn nicht einmal eine Revolution erheben, die dieſe fluchbelaſteten Weiberhüte fortjagt? Sie werden mich fragen: Aber was hat man in einem Conzerte zu ſehen? Aber eben darum darf das Sehen nicht gehindert ſeyn; denn das nicht ſehen können beſchäftigt die Augen am

meiſten. Was mich aber am verdrüßlichſten machte, war, daß ich keine Lehne für meinen Rücken hatte, ſo daß ich immerfort ſteif daſitzen mußte, wie vor funfzig Jahren ein deutſches Mädchen unter der Zucht einer franzöſiſchen Gouvernante. Das Bischen, was mir von guter Laune noch übrig blieb, ſchenkte ich einer jungen Engländerin, die neben mir ſaß. Blaue Augen, blondes Haar, ein Geſicht von Roſenblättern, und was ſie in meinen Augen am meiſten verſchönte, ein Hut mit einem flachen italieniſchen Dache. Sie mochte wohl eine große Muſikfreundin ſeyn, denn ſie hatte ſich aus ihrem eignen Körper ein ſchönes Häuschen gebaut, um daraus ungeſtört zuzuhören. Die Füße hatte ſie auf die Bank vor ihr hoch aufgeſtellt, und die Knie an ſich gezogen. Die Bruſt vorgebeugt, verbarg ſie den rechten Ellenbogen in den Schoos und ließ den Kopf auf den zuſammengeknickten Arm ſinken. Die

ſchöne Dame ſo gerundet, hatte keinen Anfang und kein Ende. Sie verſtand gewiß etwas von Mathematik, und wußte, daß die Kugelform unter allen möglichen Geſtalten mit der flachen Welt am wenigſten in Berührung kommt. Ihre Schweſter vor ihr hatte den Hut abgelegt, und ſaß ganz vorn, in der Loge allen Blicken ausgeſetzt, in purem Nachthäubchen da. Ich machte ſo meine Betrachtungen, woher es komme, daß nur allein die Engländer und Engländerinnen ihre Sitten und Kleider mit in das Ausland bringen, und ſich nicht geniren? Gewiß war im ganzen Saale keine Dame, die in einer ſo häuslichen Stellung da ſaß, wie meine ſchöne Nachbarin, und keine, die es gewagt, ſich in einem Nachthäubchen zu zeigen, wie deren Schweſter. Aber trotz meiner Philoſophie und Verdrüßlichkeit merkte ich doch zuweilen, daß man da unten ſchöne Muſik machte. Die Symphonie eroica von Beethoven

(ich fand die Muſik mehr leidend als heroiſch) eine Arie aus dem Freiſchütz (mein deutſches Herz ging mir dabei auf, wie eine trockene Semmel in Milch). Sextett von Beethoven. Chor aus Webers Euryanthe. Ein Muſikſtück für Blas-Inſtrumente. Trio aus Roſſini's Wilhelm Tell. Clavier-Solo, geſpielt und componirt von Kalkbrenner. Ouvertüre aus Oberon. Aber dieſe Stadt der Sünden, Paris — der liebe Gott muß ſie doch lieb haben; was er nur Schönes hat, was Gutes, alles ſchenkt er ihr. Die ſchönſten Gemälde, die beſten Sänger, die vortrefflichſten Componiſten. Dieſes eine Conzert — was hörte man da nicht alles zugleich! Das beſte Orcheſter der Welt. Die Aufführung der Symphonie ſo vollendet, daß, wie mir H*** ſagt, man dieſes gar nicht merke. Ich erkläre mir das in dem Sinne: um einzuſehen, wie vollkommen etwas ſei, muß daran noch etwas

mangeln. Iſt die Vollkommenheit ganz erreicht, verliert man den Standpunkt der Vergleichung. In einem Conzerte hörten wir: Kalkbrenner, den erſten Clavierſpieler, Baillot, den erſten Violinſpieler; Tülon, den erſten Flötenſpieler; Vogt, den erſten Hautboiſten; und Nourrit, den beſten franzöſiſchen Sänger. Das ganze Orcheſter erſchien in der Nationalgarde-Uniform. Baillot iſt Offizier, Nourrit auch. Der Eine geigte, der Andere ſang mit Epaulettes. Ich wollte, hannövriſche Offiziere von den Siegern von Göttingen wären in meiner Loge geweſen, und hätten nicht gewußt, daß ich deutſch verſtehe!

— Alſo Israel in Frankfurt hat wieder einen guten Tag gehabt, ihr Lebenspuls hat ſich wieder einmal gehoben? Israel jammert mich manchmal, ſeine Lage iſt gar zu betrübt. Kurſe oben, Kurſe unten, wie der tolle Wind

das Rad ſchwingt — es ſind die Qualen des Ixion. Aber iſt es nicht furchtbar lächerlich, daß die niedrigſte und gemeinſte aller Leidenſchaften ſo viele Aehnlichkeit hat mit der erhabenſten und edelſten, die Gewinnſucht mit der Liebe? Ja wohl, Gott hat das Volk verflucht und darum hat er es reich gemacht. Aber von den ekelhaften Geſchichten mit den jüdiſchen Heirathserlaubniſſen und jüdiſchen Handwerksgeſellen erzählen Sie mir nichts mehr. Ich will nichts davon hören, ich will nichts damit zu thun haben. Wenn ich kämpfen ſoll, ſei es mit Löwen und Tigern, aber vor Kröten habe ich einen Abſcheu, der mich lähmt. Es hilft auch nichts. Man muß den Sumpf ausrotten, dann ſtirbt das Schlammgezücht von ſelbſt weg. Unſere Frankfurter Herren, finde ich, haben ganz recht. Sie denken, Gott iſt doch nun einmal im höchſten Zorne, ob wir ihn ein Bischen mehr, ein Bischen weniger

ärgern, das kann nichts verschlimmern. Den Juden in Frankfurt ist jetzt am wenigsten zu helfen, wenn sie klagen bei den großen Herren der Bundesversammlung, oder bei den kleinen im Senate, weiß ich, was man ihnen sagt — es ist als wäre ich gegenwärtig. Oeffentlich wird man sie barsch abweisen, unter vier Augen aber wird man den Diplomaten, den Pfiffigen unter den Juden sagen: „Lieben Leute, jetzt ist gar nicht die Zeit an diese Sache zu rühren. In Deutschland ist ohnedies alles in Bewegung, das Volk ist aufgeregt, die allgemeine Stimmung gegen euch, so daß, wenn wir euch jetzt Freiheiten bewilligten, dieses üble Folgen hätte, für die allgemeine Ruhe, und für euch selbst.“ Und unser jüdischer Adel wird das sehr gut verstehen, und beifällig mit den Augen blinzeln, und beim Heruntergehen dem jüdischen Pöbel vor der Thüre zurufen: Packt euch zum Teufel,

ihr ſeid dumm und unverſchämt! . . . Von einem jüdiſchen Comité und deſſen Schreibereien erwarte ich nichts. Es ſind eben Deutſche, wie die Andern auch. Sie ſind in einem unſeligen Wahne befangen. Ihre Ehrlichkeit richtet ſie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, Recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt ſprechen ſie für die Freiheit wie ein Advokat für einen Beſitz. Als käme es hier noch auf Gründe an, als wäre ſeit einem halben Jahrhunderte nicht alles ausgeſchöpft worden, was man für Freiheit, für Menſchenrechte, für Bürgerrechte der Juden ſagen kann. Das alles weiß der Tyrann ſo gut als der Sklave ſelbſt. Gewalt wie Freiheit kommt aus dem Herzen. Der Räuber, der uns unſer Gut nimmt, täuſcht ſich nicht, er weiß, was er thut. Nicht an den Verſtand, an das Herz muß man ſich wenden, an das der Gegner wie an das der

Gleichgesinnten. Die Herzen muß man rühren, die unbeweglichen durchbohren. Das Wort muß ein Schwert seyn; mit Dolchen, mit Spott, Haß, Verachtung muß man die Tyrannei verfolgen, ihr nicht mit schweren Gründen nachhinken. Das verstehen aber unsere deutschen liberalen Schriftsteller nicht, und noch heute so wenig, als vor dem Juli. Ich sehe es ja. Unter den Büchern, die Sie mir geschickt, ist auch eine Broschüre über die hessischen Juden, und eine über die deutsche Preßfreiheit. Gelesen habe ich sie noch nicht, aber einen Blick auf die erste Seite geworfen. Ich hatte genug; es ist ganz die alte Art. Der Hanauer Jude hat das Motto von Schiller: Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei — und so weiter die Litanei. Dann fängt er an: „Die höchste Glücksstufe, die nach menschlichen Begriffen einem Staate erreichbar ist, hat Kurhessen rühmlich betreten. In allen ih-

ren Theilen hat man den aufgeklärten und freisinnigen Ideen der Gegenwart gehuldigt.“ Der Jude soll Mazze backen aus diesem ungesäuerten Teige; Brod wird nie daraus. Der christliche Ritter der Preßfreiheit, Professor Welker, schrieb Folgendes auf der Titelfahne seines Buches: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit, nach ihrer Uebereinstimmung mit deutschem Fürstenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargestellt, in ehrerbietigster Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung.“ . . . Die Herren von der deutschen Bundesversammlung werden den ehrerbietigen Professor auslachen. Wenn ich über die Preßfreiheit schriebe, würde ich anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt Euch alle mit einander, Volk, Fürsten und deutsches Land!“ Ich meine, das müsse einen ganz andern Effekt machen. Je mehr Gründe, je

mehr Füße; je mehr Füße, je langsamer der Gang; das siehet man an den Insekten. Doch genug — und habe ich nicht Recht, daß ich in die italienische Oper gehe?

Mein Tagebuch aus Soden habe ich, seit ich es geschrieben, nicht mehr gelesen. War es gut, so ist es noch gut; das hat keine Noth. Aelter ist darüber wohl manches in Deutschland geworden, aber alt nichts. Es blühen alle Veilchen, vor wie nach.

Sie können sich wohl denken, daß ich den Unfug, den die Studenten in der Sorbonne sich gegen den Minister Barthe zu Schulden kommen ließen, nicht billigen werde. Die Studenten selbst haben sich gegen dieses tadelnswürdige Betragen, das nur auf Einige unter ihnen fiel, laut geäußert. Aber selbst dieser sträfliche Uebermuth ist lehrreich genug, denn

er zeigt den lobenswerthen tiefen Unmuth in der Jugend. Die Studenten hier, ſind gar nicht wie unſere deutſchen, fantaſtiſch ungezogen, dem Bürgerleben und ſeinen Regeln fremd, alle Convenienz verſpottend; und in wenigen Jahren, alle Kraft, alles Feuer der Jugend vertrinkend und vertobend, um gleich nach der Univerſität die abgelebteſten zahmſten Philiſter zu werden. Sie ſind vielmehr die ſtillſten und beſcheidenſten jungen Leute, die ſich von der Jugend der andern Stände nur durch die Einfachheit ihres Aeuſſeren auszeichnen. Man ſollte ſie oft für deutſche Handwerksburſche halten. Was ſie in Bewegung ſetzt, iſt etwas ſehr Edles, mag immerhin die Bewegung einmal im Gange unregelmäßig werden.

Mittwoch den 2. Februar.

Geſtern kam in der Pairskammer das Geſetz über die Beſoldung der jüdiſchen Geiſtlichen vor. Es wurde zwar angenommen, fand aber doch viele Gegner. Der Admiral Verrhuell hielt eine Rede gegen die Juden. Das Volk Gottes hat doch Feinde zu Waſſer und zu Lande. Der Admiral ſagte: ich habe die Juden in allen vier Theilen der Welt kennen gelernt; ſie taugen überall nichts; überall denken ſie nur an Geldverdienen. Schändliche Verläumdung! Gerade das Gegentheil. Die meiſten Juden ſtreben nach nichts, als Geld zu verlieren, und darum kaufen ſie öſterreichiſche Staatspapiere.

Aber iſt die Begeiſterung der Polen nicht höchſt erhaben, höchſt rührend? Gab es je etwas Großes, das zugleich ſo ſchön war? Unter den rauhen Blättern der Geſchichte iſt es ein Blatt auf Velinpapier geſchrieben. . . . Die Polen haben jetzt alle nur ein Geſchlecht, nur ein Alter. Weiber, Kinder, Greiſe, alles rüſtet ſich; viele gaben ihr ganzes Vermögen hin, und nannten ſich nicht, und gaben keine Spur, auf der man ihre Namen entdecken konnte. Einen ſilbernen Löffel im Hauſe zu haben, iſt eine Schmach, man gebraucht nur hölzerne. Die Frauen liefern ihre Trauringe in die Münze und erhalten dafür kleine ſilberne Medaillen, mit der Schrift: la patrie en échange. Iſt das nicht ſchön? im Polniſchen lautet das wahrſcheinlich noch ſchöner. Aber ach! das ernſte Schickſal liebt die Kunſt nicht. Die Polen können untergehen trotz ihrer ſchönen Begeiſterung. Aber geſchiehet es,

wird so edles Blut vergossen, dann wird es den Boden der Freiheit auf ein Jahrhundert befeuchten und es tausendfältige Früchte tragen. Die Tyrannen werden nichts gewinnen, als einen Fluch mehr. Wer jetzt einen Gott hat, der bete, und wer beten kann, der bete nur für die Polen. Die sind oben in Norden und die Freiheit, wie jede Bewegung, kommt leichter herab, als sie hinauf steigt.

Zwei und dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 3. Februar 1831.

Ich bin jetzt mit den Briefen eines Verſtorbenen zu Ende, und ich will Ihnen mittheilen, was ich mir darüber gemerkt. Ich könnte mir die Mühe des Abſchreibens erſparen und ihnen das Blatt ſelbſt ſchicken. Aber es iſt mit Bleiſtift geſchrieben, und ich bin klüger als der Kaiſer von Rußland, Preußens Mephiſtopheles, der ſeine hohen Meinungen mit Bleiſtift niederſchreibt und dabei ruhig iſt — ich

denke: der liebe Gott kann das mit dem leisesten Hauche wieder auslöschen. Ich halte mich an Dinte, die ist fest. Aber wie konnten Sie nur glauben, die todten Briefe wären vom lebendigen Heine? Kein Athemzug von ihm darin. Es ist eine gewöhnliche Reisebeschreibung — ich sage aber nicht: die Beschreibung einer gewöhnlichen Reise. Der Verfasser hat mehr gesehen als Andere, also auch mehr beobachtet. Als vornehmer Herr wurde er von den hohen und höchsten Ständen freundlich angezogen, und da er oft incognito reiste, (er führte sogar wie ein Gauner doppelte Pässe mit falschen Namen) und ein deutscher Edelmann, wenn er seinen Adel ablegt, bescheiden glaubt, es bliebe dann nichts mehr von ihm übrig, drängte er sich mit der Zuversicht eines Unsichtbaren auch in die niedrigsten Stände. Dadurch mußte das Buch gewinnen. Solche Vortheile hat ein deutscher bürgerlicher Reisen-

der nie. Der Verfaſſer hat empfänglichen aber keinen erzeugenden Sinn. Sein Stoff iſt reich, aber ſeine Bearbeitung ſehr arm und von dichteriſcher Kunſt keine Spur. Er ſchreibt leicht, ſehr leicht. Das iſt manchmal recht angenehm, doch darf es nicht den ganzen Tag dauern. In häuslichem Kreiſe, zu häuslichem Geſpräche iſt das gut; wenn aber die Gedanken unter die Leute gehen, müſſen ſie ſich mit Würde und Anſtand kleiden. Wer in Deutſchland mit ſo leichtem Fuhrwerke fährt, läßt vermuthen, daß er nicht ſchwer geladen. Ein guter deutſcher Schriftſteller ſchreibt, daß der Styl unter ihm bricht und daß er mitten im Wege liegen bleibt. Der Verfaſſer gebraucht franzöſiſche Redensarten, da, wo es weder nöthig noch ſchön iſt. Er ſagt: aventure — Je dévore déjà un oeuf — adieu — Sur ce n'ayant plus rien à dire. — Kaum ein Brief, den er nicht mit einem franzöſiſchen Satze an-

finge oder endigte; das ist sein Morgengebet, sein Abendsegen, sein Amen. Doch verzeihen wir ihm das; das Franzöſiſche iſt ſein adeliges Wappen, womit er die Briefe verſiegelt. Auch daß die Briefe oft zu lang, die Berichte oft zu umſtändlich ſind, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen. Wir bürgerlichen Reiſebeſchreiber würden auch oft längere Briefe an unſere Freundinnen ſchreiben, wenn das Porto nicht zu hoch käme. Aber der verſtorbene Edelmann hatte unſern Geſandten in London, der die dickſten Paquete portofrei an ſeine Julie beſorgte. Wir bürgerlichen Reiſenden haben es ſo gut nicht, wir bekommen in der Fremde von unſerer Geſandtſchaft nichts zu ſehen, als beim Päſſeviſiren den Rücken eines Sekretärs, der uns über ſeine Schultern weg, ohne uns anzuſehen, den Paß zureicht. Den Herrn Geſandten ſelbſt bekommen wir nie zu ſprechen, er bekümmert ſich nicht um uns,

wir müßten denn Spione ſeyn. Dieſer Stand, wie der Spieler, adelt in Deutſchland. Gerecht zu ſeyn, muß ich ſagen, die Briefe haben viel Gutes und haben mir Vergnügen gemacht. Nur habe ich nicht darin gefunden, was ich erwartet. Von einem Manne von Stande, dem ſeine Geburt die groben Erfahrungen des Lebens erſpart, hätte ich feine erwartet, feine Bemerkungen über Welt und Zeit. Aber nichts habe ich ihm abgelernt, als eine feine Wendung, die ich in der Folge einmal benutzen werde. Wenn Sie einmal alt werden und klagen dann über Welt und Zeit, und knurren, daß es nicht auszuhalten, würde ich bürgerlicher Tölpel Ihnen dann wahrſcheinlich ſagen (bis dahin, hoffe ich, duzen wir uns): Liebe Freundin! Du ſiehſt alles mit trüben Augen an; denn du biſt alt! Aber von unſerem verſtorbenen Edelmann habe ich gelernt, wie man eine ſolche Grobheit zarter ausdrücke.

Er ſchreibt ſeiner Julie, die in ihrem Briefe knurrt: Deine älter werdende Anſicht iſt ſchuld an Deiner Grämlichkeit. Das iſt alles. Von den Briefen eines Verſtorbenen erwartet man Dinge aus einer andern Welt zu erfahren; zu hören, was kein Lebender zu ſagen wagt. Nichts von dem. Daß dieſe Briefe ſolches Aufſehen machen konnten, daß ich ſogar hier in Paris davon ſprechen hörte, und ſie in Deutſchland, wie Ihnen der Buchhändlerjunge ſagte, „raſend abgehen", verdanken ſie wahrſcheinlich nicht dem Guten, ſondern dem Schlechten, das ſie enthalten. Es ſind den adligen Briefen einige Satiren eingeſchaltet, aber von der gemeinſten bürgerlichen Art. Da iſt erſtens Eine gegen deutſche Titelſucht, gegen Rang- und Beamtenſtolz. Nun kann zwar eine geſchickte Hand von ſolchem ausgedroſchenen Stroh artige Sachen flechten, Hüte, Körbe und andere Spielereien; aber in den

todten Briefen iſt es rohes Lagerſtroh geblieben, es gerade in den Stall zu werfen; und nicht aus Liebe zur Gleichheit eifert der hohe Herr gegen den lächerlichen Dienerſtolz der Deutſchen, ſondern aus adligem Hochmuthe. Er will, daß nicht Amt oder Titel, ſondern Geburt allein den Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimme. Dann kommt eine Satire gegen die Berliner Myſtiker, die wahrlich eine beſſere verdient hätten. Da wird das ganze Alphabet durchgeklatſcht und hundert Anekdötchen erzählt. Braucht es mehr in dem preßzahmen Berlin, um Aufmerkſamkeit zu erwecken? Und den Verſtorbenen trieb die Preßfreiheit noch weiter — er ſagt es gerade heraus: Der Graf Brühl in Berlin, der General-Direktor der Schauſpiele, zu ſeiner Zeit der zweite Mann im preußiſchen Staate — koſtümire auf dem Theater die Tempelritter ganz falſch, wie er ſich aus dem Grabſteine

eines Templers, den er in Irland gesehen, vollkommen überzeugt habe! Der Verfasser soll ein Fürst seyn; das ist schön. Da unsere bürgerlichen Schriftsteller nun einmal keine Leute von Welt werden wollen, so bleibt, diesen näher zu kommen, nichts übrig, als daß die Leute von Welt Schriftsteller werden. Er soll kein Geld haben; noch schöner, er sei uns herzlich willkommen. Das ist der wahre Stempel des Genies. Einem guten deutschen Schriftsteller ist nichts nöthiger als die Noth. Der Fürst mag zwar keinen Ueberfluß an Mangel haben, wie Fallstaff sagt, sondern nur Mangel an Ueberfluß. Aber nur immer herein. Ist er kein armer Teufel, kann er es doch noch werden. Doch müssen wir ihm, wie allen adligen Schriftstellern, sehr auf die Finger sehen. Nicht damit sie nichts mitnehmen, was nicht ihnen gehört (was wäre bei uns zu holen?) sondern, daß sie nichts da lassen, was

nicht uns gehört — keinen Hochmuth, keinen Adelſtolz. Der blickt, der dringt aber nicht ſelten in den Briefen eines Verſtorbenen durch. Ruft er doch einmal, als er im Gebirge zwei Adler über ſeinem Haupte ſchweben ſah, aus: „Willkommen meine treuen Wappenvögel!“ Hinaus mit ihm! Was, Wappenvögel! Will er etwas beſonderes haben? Ein deutſcher Schriftſteller hat kein anderes Wappen, als einen leeren Beutel im blauen Felde. Wappenvögel! Hinaus mit ihm aus dem Meß-Katalog! Der Hochmuth ſoll Manuſcript bleiben, nicht gedruckt werden. Wenn er oben auf dem Snovdon, dem höchſten Berge Englands, Champagner trinkt auf die Geſundheit ſeiner Julie, und den Namen der Freundin durch Sturm und Dunkel ruft — dann ſind wir dem Fürſten gut. Wein, Liebe und Adler ſind auch für uns; aber

die Wappen ſind gegen uns. Seyd vorſichtig, laßt unſern Zorn ſchlafen! Nur zu bald erwacht er euch!

Samſtag, den 5. Februar.

Einige von den Haupt-Brandſtiftern in Göttingen (ſpreche ich nicht, als hätte ich 10,000 Thaler Gehalt, und wäre der wirkliche geheime Staatsrath von Börne?) haben ſich nach Straßburg gerettet und in dortigen Zeitungen Proclamationen bekannt gemacht, die aber gar nicht ſchön und würdevoll ſind. So renommiſtiſch-philiſtrös, ſo rauh und holprich! Es dauert Einem herzlich. Sie lachen und ſpotten wie Sklaven, die glücklich der Zuchtpeitſche entlaufen ſind. „In Nürnberg henkt man keinen bis man ihn hat" — ſagen ſie unter andern. Wenn der Bliz, der Andere traf, unſchädlich zu unſern Füßen niederſchlug, dann mögen wir Gott danken, aber nicht den Bliz verhöhnen. Dieſe jungen Deutſchen ſind

die Luft der Freiheit nicht gewohnt; ſie haben ſchnell getrunken und ſie iſt ihnen in den Kopf geſtiegen. Wie ganz anders hätten junge Franzoſen in ſolchen Fällen geſprochen.

Der Herzog von Nemours iſt jetzt wirklich zum König von Belgien gewählt. Jetzt kochts und wirft Blaſen wie Welt-Halbkugeln groß. Sie werden erfahren, wie bald es überläuft.

Der junge ***, von dem ich Ihnen ſchon einmal geſchrieben, trat gleich, als er herkam, aus jugendlichem Muthwillen in die Nationalgarde, und zwar unter die Cavallerie. Vor einigen Tagen, als er den erſten Dienſt hatte, bekam er die Wache im Palais-Royal. Gerade den Abend war Ball beim König, und die Wache wurde, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, dazu eingeladen. *** war alſo auch

da, und tanzte, Gott weiß, mit welchen Prinzessinnen und Herzoginnen. Was hundert Stunden Wegs für Unterschied machen. Denken Sie nur, wie lange es noch dauern wird, bis in Berlin, Wien oder München ein bürgerliches Judenbübchen in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe tanzen wird! Gott ist wie Shakespeare: Spaß und Ernst läßt er auf einander folgen.

Die zehen Stämme in Frankfurt werden wieder einen Bußtag gehabt haben. Seit gestern sind die Renten um 4 pCt. gefallen. Man spricht mehr als je vom Kriege, sogar mit England wegen Belgien. Narren, die je daran gezweifelt; oder Heuchler, die daran zu zweifeln sich angestellt! — Für die Polen wollen wir beten. Sie können in Frankfurt gar nichts, und ich hier nichts anders für sie thun, als meine 20 Franken steuern, die das

Conzert, das nächſtens gegeben wird, koſtet. Außer den erſten Künſtlern und Künſtlerinnen werden ſich auch Liebhaberinnen von hohem Stande hören laſſen. Die Pariſer wiſſen ſich aus allem Vergnügen zu bereiten, ſelbſt aus dem Ungeheuerſten.

Drei und dreißigſter Brief.

Paris, den 11. Februar 1831.

Es gibt beſtimmt Krieg. Ich habe zwar keinen Tag daran gezweifelt, ſeit ich in Paris bin; hier aber wollten viele nicht daran glauben. Doch jetzt hat ſich die Meinung geändert, jedermann ſiehet den Krieg als unvermeidlich an. Zwar hat man in Preußen Heine's Schriften verboten; aber die beſten Politiker in Frankreich und England zweifeln, daß dieſe Maasregel hinreichen werde, die Welt in

ihrem Laufe aufzuhalten. . . . Freuen wir uns; den Polen iſt wieder eine Hülfe von oben gekommen. Man hat hier ziemlich ſichere Nachrichten, daß in einigen ruſſiſchen Provinzen ein Aufruhr ausgebrochen. Auch in mehreren Orten Italiens iſt das Volk aufgeſtanden. Die armen Deutſchen! die werden neue Ohrfeigen bekommen, weil das Volk in Finnland und Bologna wieder unartig geweſen.

— Ich habe Heine's vierten Band in einem Abende mit der freudigſten Ungeduld durchgeleſen. Meine Augen, die Windſpiele meines Geiſtes, liefen weit voraus und waren ſchon am Ende des Buches, als ihr langſamer Herr erſt in der Mitte war. Das iſt der wahre Dichter, der Günſtling der Natur, der alles kennt, was ſeine Gebieterin dem Tage Häßliches, was ſie ihm Schönes verbirgt. Auch iſt Heine, als Dichter, ein gründlicher Geſchichts-

forſcher. Doch verſtecken Sie meinen Brief in den dunkelſten Schrank; denn läſe ein hiſtoriſcher Profeſſor, was ich ſo eben geſchrieben, er ließe mich todt ſchlagen, auf ſeiner eigenen oder einer andern Univerſität — ob zwar die deutſchen Heeren keine Freunde vom Todtſchlagen ſind, weder vom aktiven noch vom paſſiven, wie man neulich in Göttingen geſehen. Diesmal hat der Stoff Heine ernſter gemacht, als er ſonſt den Stoff, und wenn er auch noch immer mit ſeinen Waffen ſpielt, ſo weiß er doch auch mit Blumen zu fechten. Das Buch hat mich gelabt wie das Murmeln einer Quelle in der Wüſte, es hat mich entzückt wie eine Menſchenſtimme von oben, wie ein Lichtſtrahl den lebendig Begrabenen entzückt. Das Grab iſt nicht dunkler, die Wüſte iſt nicht dürrer als Deutſchland. Was ein ſeelenloſer Wald, was ein todter Felſen vermag: uns das eigene Wort zurückzurufen —

nicht einmal dazu kann das blöde Volk dienen. Kann man es beſſer ſchildern als mit den Worten: Der Engländer liebt die Freiheit wie ſeine Frau; der Franzoſe wie ſeine Braut; und der Deutſche wie ſeine alte Großmutter! Und: „wenn zwölf Deutſche beiſammen ſtehen, bilden ſie ein Dutzend, und greift ſie einer an, rufen ſie die Polizei!“ Ich ſprach ſo allein in dieſer Zeit und Heine hat mir geantwortet. Alles iſt ſchön, alles herrlich, das aus Italien wie das aus England. Was er gegen den Berliner Knechtphiloſophen (Hegel) und gegen den geſchmeidigen Kammerdiener-Hiſtoriker (Raumer) ſagt, die ein ſeidenes Bändchen feſter an die Lüge knüpft, als das ewige Recht an die Wahrheit, das allein könnte einem Buche ſchon Werth geben. Und hat man je etwas Treffenderes von den Monopoliſten des Chriſtenthums geſagt: wie die Erbfeinde der Wahrheit, Chriſtus, den reinſten Freiheits-

helden, herabzuwürdigen wußten, und als sie nicht läugnen konnten, daß er der größte Mensch sei, aus ihm den kleinsten Gott gemacht? — Wenn Heine sagt: Ach! man sollte eigentlich gegen Niemanden in dieser Welt schreiben — so gefällt mir zwar diese schöne Bewegung, ich möchte ihr aber nicht folgen. Es ist noch Großmuth genug, wenn man sich begnügt gegen Menschen zu schreiben, die uns peinigen, berauben und morden. Was mich aber eine Welt weit von Heine trennt, ist seine Vergötterung Napoleons. Zwar verzeihe ich dem Dichter die Bewunderung für Napoleon, der selbst ein Gedicht; aber nie verzeihe ich dem Philosophen Liebe für ihn, den Wirklichen. Den lieben! Lieber liebte ich unsere Nürnberger Wachparaden-Fürsten, öffnete ihnen mein Herz, und ließ sie alle auf einmal eintreten, als diesen einen Napoleon. Die Andern können mir doch nur die Freiheit

nehmen, diesen aber kann ich sie geben. Einen Helden lieben, der nichts liebt als sich; einen herzlosen Schachspieler, der uns wie Holz gebraucht, und uns wegwirft, wenn er die Partie gewonnen. Muß doch die wahnsinnigen Menschen immer am meisten lieben, was sie am meisten hätten verabscheuen sollen! So oft Gott die übermüthigen Menschen recht klein machen wollte, hat er ihnen große Menschen geschickt. — — So oft ich etwas von Heine lese, befällt mich die Schadenfreude: wie wird das wieder unter die Philister fahren, wie werden sie aufschreien, als lief ihnen eine Maus über ihr Schlafgesicht! Und da muß ich mich erst besinnen, um mich zu schämen. Die! sie sind im Stande und freuen sich über das Buch und loben es gar. Was sind das für Menschen, die man weder begeistern noch ärgern kann!

— Habt Ihr denn in Frankfurt auch ſolches Wetter, von Zucker, Milch und Roſen, wie wir hier ſeit einigen Tagen? Es iſt nicht möglich. Ihr habt trübe deutſche Bundestage, manchmal einen kühlen blauen Himmel von finſtern Wolken halb wegzenſirt — und das iſt alles. Aber wie Götter in Paris — es iſt nicht zu beſchreiben. Es iſt ein Himmel wie im Himmel. Die Luft küßt alle Menſchen, die alten Leute knöpfen ihre Röcke auf und lächeln; die kleinen Kinder ſind ganz leicht bekleidet, und die Stutzer und die Stutzerinnen, die der Frühling überraſcht, ſtehen ganz verlegen da, als hätte man ſie nackt gefunden, und wiſſen in der Angſt gar nicht, womit ſie ſich bedecken ſollen. Geſtern, im Jardin des Plantes, wimmelte es von Menſchen, als wären ſie wie Käfer aus der Erde hervor gekrochen, von den Bäumen herab gefallen. Kein Stuhl, keine Bank war unbe-

ſetzt; tauſend Schulkinder jubelten wie die Lerchen, der Elephant bekam einen ganzen Bäckerladen in den Rüſſel geſteckt, und die Löwen und die Tiger und Bären waren vor den vielen Damen herum nicht zu ſehen. Man konnte kaum hinein kommen vor vielen Kutſchen am Gitter. So auch heute in den Tuilerien. Man ſucht nicht die Sonne, man ſucht den Schatten. Es iſt ein einziger Platz, oben auf der Terraſſe, wo man auf den Platz Louis XVI. hinabſieht! Und da unter einem Baume zu ſitzen, dieſe Luft zu trinken, die wie warme Limonade ſchmeckt, und dabei in der Zeitung zu leſen, daß die Ruſſen ihre Ketten ſchütteln, und die heißen Italiener ihre Jacken ausziehen — nicht eine Einladung bei Seiner Excellenz dem Herrn von Münch-Bellinghauſen vertauſchte ich damit!

— Die neuſten und die wichtigſten politiſchen Neuigkeiten erfahre ich durch Conrad,

der sie vom Restaurateur, wo er mir zuweilen das Essen holt, mitbringt. Dort scheinen lauter politische Köche zu seyn. Seitdem Conrad das Haus besucht, ist er so vertraut wie Metternich mit den europäischen Angelegenheiten; ja ich glaube, er weiß viel mehr. Da er heute eine Suppe holte, sagte ihm ein Koch oder Kellner: er würde bald zu ihm kommen und eine deutsche Suppe mit ihm essen. Daran denkt Metternich gewiß nicht. Welch ein Unterschied aber zwischen Frankfurt und Paris! Vorigen Winter schickte ich den Conrad Monate lang täglich in den russischen Hof, mein Essen zu holen, und nie brachte er mir aus der Küche eine europäische Begebenheit mit nach Hause, außer einmal die Neuigkeit, daß die Wirthin mit Zwillingen niedergekommen. In meiner Restauration hier gehen acht Kellner oder Köche freiwillig unter die Soldaten, wie sie dem Conrad erzählt.

— Die Sammlungen für die Polen ſind jetzt in vollem Gange, Conzerte, Bälle, Theater, Eſſen zu ihrem Beſten; es nimmt kein Ende. Eine berühmte Harfenſpielerin aus Brüſſel, eine Dilettantin, machte blos die Reiſe hierher, um im Conzert, das morgen über acht Tage für die Polen gegeben wird, mitzuſpielen. Der alte Lafayette leitet das alles. Das iſt doch gewiß der glücklichſte Menſch in der ganzen Weltgeſchichte. Ihm ging die Sonne heiter auf, ſie geht ihm heiter unter, und bei jedem Sturme in der Mitte ſeines Lebens, fand er ein Obdach unter ſeinem Glauben. Für die Polen fürchte ich jetzt nichts mehr, als ſie ſelbſt. Ich kann nicht wiſſen, wie es im Lande ausſieht. Mächtig dort iſt nur der Adel allein, der Bürgerſtand iſt noch ſchwach. Wenn nun dem Adel mehr daran gelegen wäre, Polens Unabhängigkeit als Polens Freiheit zu erlangen! Ich las ſchon ei-

nigemal in den Blättern, man habe die polnische Krone dem Erzherzog Carl angeboten, und Oesterreich wolle sie annehmen und hundert tausend Mann gegen die Russen schicken. Es wäre entsetzlich. Oesterreich zum Vormunde einer jungen Freiheit! Ich kann nicht einmal lachen darüber! Mich beruhigt nur Metternichs Pedanterie und kindische Furcht; er fürchtet selbst die Maske der Freiheit auf seinem eigenen Gesichte. Auch in Belgien war der Erzherzog Carl der dritte Thron-Candidat, und hatte nach dem Herzog von Leuchtenberg die meisten Stimmen! Mit Zittern habe ich da gesehen, welch einen mächtigen Einfluß noch Oesterreich hat.

— Mit dem Bürgermeister Behr in Würzburg, das ist — wenn ich sagte schändlich, das wäre zu matt; ich sage: es ist deutsch! Aber ich nehme es dem König von Baiern durchaus

nicht übel. Ein Volk, das ſo geduldig auf ſich herumtrampeln läßt, verdient getreten und zertreten zu werden. Aide-toi, et le ciel t'aidera.

Vier und dreißigſter Brief.

Paris, Montag den 14. Februar 1831.

Italien! Italien! Hören Sie dort meinen Jubel? Daß ich eine Poſaune hätte, die bis zu Ihren Ohren reichte! Ja, der Frühling bezahlt hundert Winter. Die Freiheit, eine Nachtigall mit Rieſentönen, ſchmettert die tiefſten Schläfer auf. In meinem engen Herzen, ſo heiß es iſt, waren Wünſche ſo hoch gelegen, daß ewiger Schnee ſie bedeckte, und ich dachte: niemals thaut das auf. Und jetzt ſchmelzen ſie und kommen als Hoffnungen

herab. Wie kann man heute nur an etwas anderes denken, als für oder gegen die Freiheit zu kämpfen? Auch ein Tyrann seyn ist noch groß, wenn man die Menschheit nicht lieben kann. Aber gleichgültig seyn! Jetzt wollen wir sehen wie stark die Freiheit ist, jetzt, da sie sich an das mächtige Oesterreich gewagt. Spanien, Portugal, Rußland, das ist alles nichts; der Freiheit gefährlich ist nur Oesterreich allein. Die Andern haben den Völkern nur die Freiheit geraubt; Oesterreich aber hat gemacht, daß sie der Freiheit unwürdig geworden. Wie das Herz der Welt überhaupt, so hat auch jedes Herz, auch des besten Menschen, einen Fleck, der ist gut österreichisch gesinnt — er ist das böse Prinzip. Diesen schwarzen Fleck in der Welt wie im Menschen, weiß Oesterreich zu treffen, und darum gelingt ihm so vieles. Jetzt wollen wir sehen, ob ihm Gott eine Arche gebauet, die es allein rettet in dieser allgemeinen

Sündfluth. Aber wie wird uns ſeyn, wenn Spanien und Portugal, Italien und Polen frei ſeyn werden und wir noch im Kerker ſchmachten? Wie wird uns ſeyn, wenn im Lande Lojola's und des Papſtes die Preßfreiheit grünt, dieſe Wurzel und Blüthe aller Freiheit und dem Volke Luthers wird noch die Hand geführt, wie dem Schulbübchen vom Schreibmeiſter? Wo verbergen wir unſre Schande? Die Vögel werden uns auspfeifen, die Hunde werden uns anbellen, die Fiſche im Waſſer werden Stimme bekommen uns zu verſpotten. Ach, Luther! — wie unglücklich hat der uns gemacht! Er nahm uns das Herz und gab uns Logik; er nahm uns den Glauben und gab uns das Wiſſen; er lehrte uns rechnen und nahm uns den Muth, der nicht zählet. Er hat uns die Freiheit, dreihundert Jahre ehe ſie fällig war, ausbezahlt und der ſpitzbübiſche Diskonto verzehrte faſt das ganze Capital.

Und das Wenige, was er uns gab, zahlte er wie ein ächter baarloſer deutſcher Buchhändler in Büchern aus, und wenn wir jetzt, wo jedes Volk bezahlt wird, fragen — wo iſt unſere Freiheit? antwortet man: Ihr habt ſie ſchon lange — da iſt die Bibel. Es iſt zu traurig! Keine Hoffnung, daß Deutſchland frei werde, ehe man ſeine beſten lebenden Philoſophen, Theologen und Hiſtoriker aufknüpft, und die Schriften des Verſtorbenen verbrennt..... Als ich geſtern die italieniſchen Nachrichten las, ward ich ſo bewegt, daß ich mich eilte, in die Antiken-Gallerie zu kommen, wo ich noch immer Ruhe fand. Ich flehete dort die Götter an, Jupiter, Mars und Apollo, den alten Tiber und ſelbſt die rothe böſe Wölfin, Roms Amme, und Venus die Gebärerin, Roms Mutter, und Diana und Minerva, daß ſie nach Italien eilen und ihr altes Vaterland befreien. Aber die Götter rührten ſich nicht. Da nahete ich mich

den Grazien, hob meine Hände empor und ſprach: Und ſind alle Götter ſtumpf geworden, rührt ſie das Schöne, bewegt ſie das Misgeſtaltete nicht mehr — Ihr holden Grazien müſſet Oeſterreich haſſen, denn unter allen Göttern haſſet es am meiſten euch! Schwebt nach Italien hinunter, lächelt der Freiheit, und zaubert die deutſchen Brummbären über die Berge hinüber! Und wahrlich ſie lächelten mir..... Die glücklichen Griechen! Noch im Marmorſarge ſind ihre Freuden ſchöner, als unſere, die im Sonnenlichte athmen! Der Himmel war ihnen näher, die Erde war ihnen heller, ſie wußten den Staub zu vergolden! Statt, wie wir jammervollen Chriſten, Leidenſchaften als empörte Sklaven zu züchtigen, gaben ſie ſie frei, feſſelten ſie durch Liebe, und beherrſchten ſie ſicherer, als wir die Unſern in den ſchweren Ketten der Tugend. Dieſer Bacchus — er iſt Meiſter des Weins, nicht ſein Sklave,

wie ein betrunkener Christ; es ist Tugend so zu trinken. Dieser Achill — er ist gar nicht blutdürstig, er ist edel, sanft, es scheint ihm ein Liebeswerk seine Feinde zu tödten. Dieser Herkules — er ist kein plumper Ritter; ihm ist der Geist zu Fleisch geworden, und sein Arm schlägt mit Macht, weil ihm das Herz mächtig schlägt. So zu lieben wie diese Venus — es ist keine Sünde, wie die fromme Nonne glaubt. Dieser lächelnde Faun — er übt keine Gewalt, er gibt nur einen Vorwand und schützt die Unschuld, indem er sie bekämpft.... Wenn es nur die Grazien nicht vergessen haben, daß um vier Uhr das Museum zugeschlossen wird; dann können sie nicht mehr hinaus. Ich aber dachte daran und eilte fort. Auf dem Carousſel-Platz begegnete mir der Zug des fetten Ochsen, der mich an den fetten Sonntag erinnerte. Da setzte ich mich in einen Wagen und ließ mich von der Madeline

bis zum Baſtillen-Platz und zurück die ganze Länge der Boulevards fahren. Himmel! welche Menſchen. Nein, ſo viele habe ich noch nie beiſammen geſehen. Ich dachte, die Todten wären aufgeſtanden, die Bevölkerung zu vermehren. Dann ging ich nach Hauſe und rauchte eine Pfeife. Das iſt ein herrliches Mittel gegen Rom, Freiheit und Götter! Das iſt mein öſterreichiſcher Fleck.... Mir fiel noch ein, daß vor mehreren Jahren mir Herr v. Handel in Frankfurt keinen Paß nach Italien geben wollte. Damals dachte ich: nun ich werde warten; jetzt denke ich: nun ich habe gewartet. Nächſten Winter, hoffe ich, leben wir in Rom.

Dienstag den 15. Februar.

Was ich über die Briefe eines Verstorbenen gesagt, ist alles gerecht. Ich habe nichts mit Unrecht getadelt. Freilich hätte ich das Gute im Buche stärker loben können; aber wozu? Es ist eben Krieg und da kann man keine Rücksicht darauf nehmen, was das für ein Mann ist, der uns gegenüber stehet. Er stehet uns gegenüber und ist unser Feind. Puff! Daß Goethe und Varnhagen das Buch eines Vornehmen gelobt, hat ihm bei mir Nichts geholfen. Ich kenne diese Herren, und weiß, wie sie, ihr eignes Gewicht nicht zu verlieren, diplomatisch bemüht sind, das literarische Gleichgewicht in Deutschland zu erhalten. Darum stärken sie mit so viel Liebe alle schwachen Schriftsteller.

Die Würzburger Adreſſe iſt ſehr ſchön, ohngeachtet des allergehorſamſten Puders auf dem Kopfe, und der allerunterthänigſten ſeidnen Strümpfe an den Füßen. Meine Pappenheimer werden munter. Der Conſtitutionnel heute hat wieder die ſchöne Lüge: in München ſei der Teufel los, und der König habe ſich geflüchtet. Was hilfts? alle dieſe Bewegungen führen zu nichts als — zurück. Einmal Muth, hat wohl auch der feigſte Menſch! aber nur der Held hat ihn alle Tage. Es gibt im Lateiniſchen ein Epigramm, das heißt ohngefähr: „Glaube nicht frei zu ſeyn, weil du dich einen „Tag frei gemacht. Der Hund reißt ſich auch „von der Kette los; aber ein Stück der Kette „ſchleppt er am Halſe mit, und daran faßt ihn „ſein Herr und führt ihn zurück.“ —

Der Plan mit den Univerſitäten iſt wieder ein recht alberner Polizei-Spaß. Wenn

sie ihn nur ausführen! Er ist gar zu schön dumm! Dann bringen sie die Bürger von zwanzig Städten gegen sich auf. Und was mehr ist: dann ärgern sie die unärgerbaren deutschen Professoren, die freilich das Pulver nicht erfunden, die aber doch einen großen Vorrath davon besitzen, in das sie einmal im Zorne ihre Pfeife können fallen lassen. Wahrhaftig sie dauern mich. Gott gab ihnen den schwächsten Kopf und damit sollen sie diese ungekochte Zeit verarbeiten! Es kommt alles wieder so roh aus ihrem Kopfe, als es hinein gekommen. Das ist unser Verdienst, liebes Kind, das hat unsere gute vaterstädtische Luft gethan. Die alten Griechen hätten sich wohl gehütet, ihre Amphiktyonen in Abdera zu versammeln; die neuen Deutschen aber schicken die ihren nach Frankfurt; solche erschreckliche Angst haben sie, sie möchten einmal etwas Kluges beschließen.

Die Straßburger Studenten haben den beiden Göttinger Doctoren, die ſich dorthin geflüchtet, ein Gaſtmahl gegeben, wobei Frankreich und Deutſchland ſich Brüderſchaft zutranken. Die franzöſiſche Freiheitsfahne wurde mit der Deutſchen verſchwiſtert, und den andern Tag eine deutſche dreifarbige Fahne den Göttingern durch eine Deputation feierlich überreicht und geſchenkt. Dieſen Freiheitshelden muß ja in Straßburg zu Muthe ſeyn wie den Fiſchen im Waſſer. Hätten ſie die Hannoveraner gefangen, wären ſie tüchtig eingeſalzen worden.

Geſtern habe ich im Theatre Français zwei Molièreſche Stücke geſehen: l'étourdi und le malade imaginaire. Da darf man doch mit Ehren lachen und braucht ſich den andern Morgen nicht zu ſchämen. Es iſt wie ein Wunder, daß ein Blitz, der vor 170 Jahren die Wolken verlaſſen — ſo lange iſt Moliere

todt — noch heute gezündet! Wie lange wird man über Scribe lachen? Aber so sind unsere heutigen Komödiendichter. Sie zeigen uns die Mode-Thorheiten; doch Moliere zeigte uns die ewigen Thorheiten des Menschen. Ich betrachtete mit Liebe und Andacht Moliere's Büste, die im Foyer der Büste Voltaire's gegenüber stehet. Moliere hat einen sanften durchwärmenden Blick, einen freundlich lächelnden Mund, welcher spricht: ich kenne euch, ihr guten thörichten Menschen. Voltaire ziehet höhnisch die Unterlippe in die Höhe und seine heißen stechenden Augen sagen: ich kenne euch, ihr Spitzbuben! Um Moliere's Stücke recht zu fassen, muß man sie in Paris aufführen sehen. Moliere spielte selbst, und was und wie er spielte, das hat sich bis auf heute so unverändert auf der Bühne erhalten, als das gedruckte Wort im Buche. Seit ich hier Moliere aufführen gesehen, bemerkte ich erst an seinen Komödien die

Haken, die er angebracht, das ſceniſche Spiel daran zu hängen, und die ich vor dieſer Erfahrung gar nicht bemerkt. Und wie vortrefflich wird das hier alles dargeſtellt! Das beſte Orcheſter kann nicht übereinſtimmender ſpielen. Es iſt etwas Rührendes darin, dieſe alten Kleider, dieſe alten Sitten zu ſehen, dieſe alten Späße zu hören, und das unſterbliche Gelächter der Franzoſen — ja, es iſt etwas Ehrwürdiges darin! Im l'étourdi wird einmal ein Nachttopf aus dem Fenſter über den unten ſtehenden Liebhaber ausgegoſſen, und als die Zuhörer darüber lachten, machte es auf mich eine wahrhaft tragiſche Wirkung. Es war kein lebender Spaß, kein Spaß, wie er heute noch geboren wird; es war das Geſpenſt eines Spaßes, das einen erſchrecken könnte. Der Malade imaginaire iſt gewiß ergötzlich zum Leſen; aber man kennt ihn nicht, hat man ihn nicht darſtellen ſehen. Dann wird das Spiel

die Haupt-Schönheit, dem die Worte nur als Verzierungen dienen.

— Es ist 11 Uhr Abends und ich besinne mich, ob ich überhaupt auf einen Maskenball und auf welchen ich diese Nacht gehen soll. Mir bleibt die Wahl unter acht. Morgen die Entscheidung. Gute Nacht.

Mittwoch den 16. Februar.

Guten Morgen! Die Tugend, meine Trägheit, hat geſiegt. Ich war auf keinem Maskenballe. Wie ſüß habe ich geſchlafen nach dieſer edlen Un-That!

— — Laſſen Sie mich ſchweigen von den merkwürdigen Ereigniſſen des geſtrigen und vorgeſtrigen Tages. Sie werden das aus den Zeitungen erfahren. Es war ein Roman von Walter Scott, der zurück ging und wieder lebendig wurde; es war eine Symphonie von Beethoven, die unter Thränen lacht; es war ein Drama von Shakſpeare. Solche humoriſtiſche Schickſalstage hat man noch nie geſehen. Ich Unglückſeligſter möchte mich todtſchießen; ich ſehe nur immer den Spaß, und den Ernſt

muß ich mir erzählen lassen. Man sollte nicht mehr lieben, wenn man alt geworden, nicht einmal die Freiheit. Die Revolution läuft vor mir fort, wie ein junges Mädchen, und lacht mich aus mit meinen Liebeserklärungen. Während ich vorgestern im Theatre Français über Mascarills Schelmereien lachte, krönten die Karlisten in der Kirche das Bild des Herzogs von Bordeaux, und statt einer Verschwörung beizuwohnen, sah ich einem verliebten Marquis einen Nachttopf über die Frisur fließen. Während ich gestern auf den Boulevards mich wie ein Kind an den Mummereien ergötzte, zerstörte das Volk die Kirchen, warf von den Thürmen die liliengeschmückten Kreuze herab und verwüstete den Pallast des Erzbischofs. Das hätte ich alles mit ansehen können, wäre ich kein solcher Unglücksvogel. Zu jeder andern Zeit bin ich in dem entlegensten Winkel von Paris zu finden, aber sobald etwas vorgeht, bin ich

auf der Stube. Wo ich hinkomme, iſt Frieden, ich bin ein wahres krampfſtillendes Mittel, und die Regierung ſollte mich anſtellen, Revolutionen zu verhüten. Wer nur von einem Thurme herab dieſe Contraſte mit einem Blicke hätte überſehen können! Die Seine hinab ſchwammen die Möbel und Bücher des Erzbiſchofs, das Waſſer war weiß von Bettfedern. Auf der einen Seite des Stromes trug das Volk in Prozeſſion das Bild des Erzbiſchofs und beräucherte es aus Spott mit Kirchengefäßen, auf der andern jubelte der Zug des Boeuf gras vorüber, umringt von Amoretten, Göttern und Narren. Hier hielt die Nationalgarde mit großer Mühe die Wuth des Volks im Zaum, dort machte ſie mit noch größerer Mühe ſeinem Jubel Platz. Solche kühne Sprünge haben Shakeſpeare, Swift, Jean Paul nie gewagt. Aber es war wieder ein ſtrenges und gerechtes Volksgericht! Mehrere

meiner Bekannten, die glücklicher als ich, im Gedränge waren, haben mir erzählt, von den Reden und Aeußerungen des Volks. Man muß erſtaunen über dieſen geſunden Menſchenverſtand. Wahrlich, unſere Staatsmänner, die Herren Sebaſtiani, Guizot, ſogar Talleyrand, könnten bei ihm in die Schule gehen. Und dieſes ſogenannte, ſo geſcholtene Volk verachtet man überall; man verachtet die Mehrzahl einer Nation, der weder der Reichthum das Herz verdorben, noch das Wiſſen den Kopf! Man klagt deſſen wilde Leidenſchaften an, weil es zu edelmüthig iſt, gleich den Vornehmen, ſeinen Haß in eine kleine Pille zu verſchließen, die man dem ſorgloſen Feinde mit Lächeln beibringen kann! Man verſpottet ſeine Dummheit, weil es nicht immer ſo klug iſt, ſeinen eignen Vortheil dem Rechte vorzuziehen! Ich finde wahre menſchliche Bildung nur im Pö-

bel, und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten.

— Unter dem Namen Neorama wird hier ein Rundgemälde von unglaublicher Wirkung gezeigt. Das Ihnen bekannte Diorama ſtellt das Inwendige der Kirchen vor, aber nur im Halbkreiſe, der Beſchauer ſtehet außer ihnen. Im Neorama aber wird man mitten in die Kirche geſtellt. Es iſt wie Zauberei. Man ſtehet auf dem Chore und ſiehet unter ſich den Boden der Kirche, und auch die Säulen, die Grabmäler, die Menſchen, und über ſich das Gewölbe. Ganz die Natur. So lernt man die Paulskirche in London, und die römiſche Peterskirche kennen. Wie alltäglich werden doch die Zaubereien! An der Peterskirche ſind die großen Thore offen, die auf den herrlichen Petersplatz führen. Die Sonne ſcheint, die Palläſte glänzen. Es war mir, als müßte ich

mich vom Chore herab ſtürzen, mich durch die Betenden drängen, hinaus zu eilen auf den Platz, und Brutus, Brutus! Freiheit, Freiheit! rufen.

— Haben die italieniſchen Nachrichten nicht auf der Frankfurter Börſe eingeſchlagen? Sind nicht die Metalliques davon geſchmolzen? Schreien die Juden: O wai geſchrieen! Wanken die Mauern Jeruſalems? Lächelt der Herr Baron bei ſeiner Kolik? Sagen die Helden Lewis von den Italienern: was wollen die Gäſcht? Schreiben Sie mir das Alles, das wird mich erquicken. Den Herzog von Modena haben ſie gefangen auf der Flucht. Ich hoffe, ſie knüpfen ihn auf. Ein Haus, worin ſich 130 der angeſehenſten jungen Leute verſammelt, hatte er mit Kanonen zuſammen ſchießen laſſen. Vier und zwanzig Stunden lang hat er ſich vertheidigt, mit der Verzweif-

lung eines Tyrannen, der keine Gnade kennt. Zwei österreichische Tyroler-Regimenter, dem Herzog zum Beistande gesendet, sollen sich mit dem Volke vereinigt haben. Der Narr, unter allen Fürsten Europa's der einzige, hat es gewagt, den König von Frankreich nicht anzuerkennen.

— Vornehme Royalisten sind arretirt: Herr von Vitrolles, von Berthier, der Erzbischof von Paris. Die Regierung ist in einer gefährlichen Lage. Die Weigerung, die belgische Krone anzunehmen, die gestern feierlich ertheilt werden sollte, hat man aus Furcht vor der gereizten Stimmung des Volkes aufgeschoben. Ich sehe keine Hülfe. Die Kammer zeigt sich täglich erbärmlicher, und das besser gesinnte Ministerium muß nachgeben, denn es kann die Majorität nicht entbehren. Gott schütze den König; Europa ist verloren auf zehen

Jahre, wenn er zu Grunde geht. Ich ſtrenge mich an, meine Furcht zu unterdrücken. Und mit zehen Ellen Hanf wäre der Welt Friede, Glück und Ruhe zu geben! Ich will bald die Malibran als Zerline ſehen; das wird mir etwas das Blut verſüßen. Darf ich?

Fünf und dreißigster Brief.

Paris, den 17. Februar 1831.

Gestern fuhr ich in der Stadt herum, die Schlachtfelder vom 13. und 14. Februar zu sehen. Das ganze Pariser Volk war aus Unruhe oder Neugierde, die ganze Nationalgarde und Garnison aus Vorsicht auf den Beinen. Es war wie das Meer, wenn es nach gelegtem Sturme schäumt. Aber zu den zerstörten Kirchen und Gebäuden konnte ich nicht gelangen. Alle Plätze und Straßen, die da-

hin führten, waren von Wachen umstellt, die keinen durchließen. Der Carouſſel-Platz war ſo dicht bedeckt von Bürgern und Soldaten, daß man kaum einen Pflaſterſtein ſah. Im Hofe der Tuilerien, der geſchloſſen war, hielt der König Muſterung über die Nationalgarde und die Linie. Um den Triumphbogen hatte man in aller Eile ein Gerüſte gebaut, und Arbeiter waren beſchäftigt, unter Leitung der Behörde die gypſernen ſpaniſchen Siege des Herzogs von Angouleme abzuſchlagen. Wachen verhinderten den Zutritt; denn am Morgen waren welche vom Volke ſchon hinaufgeklettert, Frankreichs Ehrenfleck dort abzukratzen. Von allen Kirchthürmen wurden die Kreuze abgenommen, wegen ihrer unheiligen Allianz mit den Lilien. Das katholiſche Pfaffenthum hat in dieſen Tagen eine große Niederlage erlitten; die Bourbons hatten nicht viel mehr zu verlieren. Der König läßt die Lilien aus ſeinem

Wappen nehmen, die er früher als das Erbe seiner Ahnen beizubehalten gesonnen war. Nun ist es zwar lächerlich und frevelhaft, daß Menschen in ihrer Zerstörungswuth ihre kurzen Arme nach etwas ausstrecken, was selbst der allmächtige Gott nicht erreichen kann — nach dem Geschehenen, Vollendeten; doch wo Tyrannen sich nicht scheuen, den Kindermord an der Zukunft noch zu allen ihren Verbrechen zu fügen, da darf man das Volk nicht tadeln, wenn es den Leichnam der Vergangenheit aus dem Grabe holt und ihn beschimpft. Der Gewinn in diesen Vorfällen ist nicht eine neue Niederlage der Carlisten, denn es ist Wahnsinn zu denken, daß diese je wieder sich erheben könnten; sondern, daß das Volk sich wieder in seiner Kraft gezeigt, und der Regierung, welche die Ruhe übermüthig zu machen drohte, einen heilsamen Schrecken beigebracht hat. Und daß dieses geschehen, merkt man

an dem nachgiebigen Tone in den Proklamationen der Behörde. So lauteten ſie nicht im December; denn ſo kräftig war auch damals das Volk nicht aufgetreten. Es war noch müde vom Juli, und hatte wie halb im Schlafe revolutionirt. Bei alle dem mag es ſeyn, daß die Regierung ſelbſt dieſe Ereigniſſe herbeigeführt. Erſtens um die Schuld des Carliſtenhauptes ſtrafreif werden zu laſſen, und zweitens, um einen guten Vorwand zu haben, Belgien anzunehmen. Denn freilich kann jetzt die franzöſiſche Regierung zu verſtehen geben, ſie dürfe bei der gereizten Stimmung des Volkes gar nicht wagen, Belgien abzuweiſen. Wir wollen abwarten, wie es geht.

Freitag, den 18. Februar.

Geſtern war ich in der italieniſchen Oper, weil mir Jemand ein Billet dazu ſchenkte; denn ſonſt wäre ich viel zu ſehr Pariſer Dandy dahin zu gehen, wenn die Malibran nicht ſingt. Das Haus war nur halb gefüllt, und von dieſer Hälfte ſchlichen ſich die Meiſten lange vor dem Ende fort. Manchen jungen Herrn ſah und hörte ich ſchlafen. Und doch war die ganze Oper vortrefflich beſetzt. Madame Lalande wäre eine glänzende Sängerin, würde ſie nicht von der Malibran verdunkelt. Man gab Zelmire, eine tragiſche Oper von Roſſini. Nach meinem Gefühle (denn Urtheil habe ich freilich keines in der Muſik) Roſſini's beſte Oper, wenigſtens unter allen, die mir bekannt ſind. Eine Muſik, ganz von Stahl,

819159

wenn auch polirtem. Man wird einigemal an Gluck erinnert. Dreißig Minuten hinter einander vernünftig zu seyn, das ist dem lieben Rossini freilich unmöglich. Hat er sich eine halbe Stunde männlich betragen, wird ihm vor seiner eigenen Ritterlichkeit bange, er lüftet das Visir und zeigt das alte freundliche Gesicht. Horaz sagt: Man mag die Natur mit Heugabeln hinaus jagen, sie kehrt immer wieder zurück. Aber sagen Sie mir, woher kommt es, daß die Deutschen nicht singen können? Es ist wirklich kein Gesang zu nennen, wenn man es mit dem der Italiener vergleicht. Liegt es in dem, was die Natur oder in dem was die Kunst gibt? Fehlt es ihnen an Stimme oder an Vortrag.

— Vorgestern habe ich mich im Gymnase Dramatique nach den Gesetzen der Natur und nach den Regeln der Kunst zugleich

gelangweilt — als gewöhnlicher Zuſchauer aus Neigung, als Kritiker aus Pflicht. Man gab drei Stücke, alle drei von Scribe. Zoé, ou l'amant prêté; les trois maîtresses ou une cour d'Allemagne; la famille Biquebourg, ou le mariage mal assorti. Ich hätte nie gedacht, daß der liebenswürdige Scribe ſo ein verdrießlicher Menſch ſeyn könnte. Die trois maîtresses lockten mich, weil ich hörte, es käme eine deutſche Revolution darin vor. Eine deutſche Revolution! Ich dachte nichts Drolligeres könne es geben auf der Welt. Aber die Revolution hat mich gepreßt, freilich viel erträglicher als andere — nur um einige Franken. Die neueſte Zeit wurde in eine alte Liebesgeſchichte geworfen, wie Salz in die Schüſſel. Wenn aber das Eſſen nichts taugt, macht es das Salz nicht beſſer. Eine franzöſiſche Komödie iſt wie ein ewiger Kalender; ein kleiner Ruck mit dem Finger, und aus

Juli wird August, und aus 1830 1831. Der Rahmen von Pappe bleibt immer der nehmliche. Ein glückliches Volk die Franzosen! Sie leben leichter als wir Deutschen sterben. Hören Sie. Ein junger deutscher Großherzog hat drei Maitressen — versteht sich in chronologischer Ordnung, eine nach der andern — eine italienische Gräfin, eine italienische Sängerin und ein deutsches Nähmädchen. Drei und dreißig und ein drittel Prozent Patriotismus — das ist viel an einem Fürsten! Diese drei Damen lieben aber den Fürsten nicht, sondern einen seiner Offiziere, den Grafen Rudolph, und da dieser wegen dummer Streiche arretirt werden soll, befreien und verbergen sie ihn. Der Offizier liebt aber nur das Nähmädchen, den Andern macht er blos den Hof. Als er mit der Geliebten allein ist, entdeckt er ihr, er, an der Spitze der Cadetten-Schule, gehe mit einer Revolution um, dem Volke

„privilèges et franchises“ zu verſchaffen. Henriette ſucht ihn von dem gefährlichen Vorhaben abzubringen, und fragt ihn: was dabei heraus komme? (Die Nähmädchen ſind pfiffig!) Rudolph antwortet: „vois-tu Henriette, la liberté . . . cela regarde tout le monde . . . . . on nous en avait promis, il y a quelques années, quand Napoléon avait envahi notre Allemagne et qu'on voulait nous soulever en masse contre lui. Mais dès qu'on eut repoussé le tyran, nos petits princes et nos petits grand-ducs, qui étaient tous comme lui, à la hauteur près, ont bien vite oublié leurs sermens . . . . quand quelques-uns de leurs sujets se plaignent de ce manque de mémoire, on les appelle sédi-tieux . . . et on les poursuit . . . et on les condamne . . . et ils ont tort, jusqu'au jour où ils deviennent les plus forts . . . et alors . . . ils ont raison.“ Nach dieſer

unverſchämten Proſa ſingt Graf Rudolph noch unverſchämtere Verſe:

Le torrent grossit et nous gagne,
Chaque pays a sa force et son droit;
Bientôt viendra pour l'Allemagne
La liberté que l'on nous doit.

Ces rois dont nous craignons le glaive
Combien sont-ils? . . . Peuples combien?
On se regarde, on se compte, on se lève,
Et chaqu'un rentre dans son bien.

Dies patriotiſche Lied wird nach der Melodie: de la robe et les bottes geſungen. Endlich bricht der Aufruhr los. Der Großherzog, ein junger ſtarker Mann in Uniform, zittert — aber was man zittern nennt, zum Umfallen. Er verliert den Kopf und ſtammelt: „c'est ainsi que cela a commencé chez mon cousin le duc de Brunswick.“ (Ich

glaube Ihnen ſchon geſchrieben zu haben, daß der leibhaftige Herzog von Braunſchweig gerade im Theater war, als das Stück zum Erſtenmale aufgeführt wurde, und daß er, nach jener lieblichen Anſpielung eilig das Haus verließ, aus Furcht, erkannt und ausgelacht zu werden). Si ma garde refuse de donner.... si elle fait cause commune avec eux, mon dieu, mon dieu .... que devenir! une sédition!... une révolte!“ Der Fürſt jammert ſo erſchrecklich, daß er einem alle Revolutionen verleiten kann. Wozu? Man ſiehet, eine ausgeſtopfte Revolution als Fürſtenſcheuche thät die nehmlichen Dienſte. Des Fürſten erſte Maitreſſe, die Gräfin, eine feurige entſchloſſene Italienerin, ſucht ihn zu beruhigen, verſpricht ihm Rettung. Sie öffnet das Fenſter, und ruft hinunter der Fürſt bewillige dem Volke eine Conſtitution. Und ſogleich ſchreit das Volk hinauf: es lebe unſer Großherzog! Der

dankbare Fürſt heirathet ſeine Retterin; Rudolph heirathet ſein Nähermädchen, und die italieniſche Sängerin geht zum engliſchen Geſandten, der ſie auf den Abend eingeladen. So nimmt alles ein gutes Ende, und wahrſcheinlich wurden den andern Tag dem vielverſprechenden Fürſten die Pferde ausgeſpannt.

Das dritte Stück: la famille Biquebourg (das zweite, Zoé, iſt keine zehen Tropfen Dinte werth) wäre ſo übel gar nicht, aber es iſt ſentimental auf deutſche Art, und wenn man Franzoſen bürgerliche Thränen vergießen ſieht, möchte man ſich gerade todt lachen; es gibt nichts komiſcher. Und dann die Vaudeville-Form, die leichten Liederchen zwiſchen den ſchwerſten Empfindungen. Das iſt gerade das Gegentheil von unſern deutſchen Opern. Wenn bei uns die Sänger die Höhe einer Arie erreicht haben, bleiben ſie ſtehen um

auszuſchnaufen, und ſprechen zu ihrer Erholung proſaiſches dummes Zeug. Die Franzoſen aber in den Vaudevilles keuchen den proſaiſchen Steg hinauf und oben machen ſie Halt, und ſingen, bis ihnen das Herz wieder ruhig geworden.

— Im Gymnaſe ſah ich auch die Leontine Fay wieder, die uns vor ſieben Jahren in Kinderrollen ſo vieles Vergnügen gemacht. Aus dem artigen Kinde iſt eine große ſchöne und prächtige Dame geworden, aus dem Kolibri ein Vogel Strauß. Sie ſpielt gut, auch verſtändig; aber etwas ſteif, etwas ſchwer. Sie iſt zugleich Gouvernante und Zögling, und ruft ſich immerfort zu: gerade gehalten, Fräulein, Sie ſind kein Kind mehr! Sie hat große, herrliche Augen, und weiß es, und damit bombardirt ſie das Haus, daß man jeden Augenblick erwartet, es werde zuſammen brechen. Dieſes Kokettiren gibt ihrem Geſicht,

ihrem Spiele eine ganz falsche Art. Um ihre großen Augen zu zeigen, nimmt sie oft eine nachdenkende, tiefsinnige, träumerische Miene an, wo es nicht hingehört. Es war etwas an ihr, das mich wie schmerzlich bewegte. Ich habe sie als gedankenloses Kind gekannt, aber ach! mit der Jugend verlor sie das Paradies, sie hat vom Baume der Erkenntniß gegessen und weiß Gutes vom Bösen zu unterscheiden. Man sollte nur Särge machen, drei Fuß lang, damit die Menschen sterben müssen, ehe sie ausgewachsen.

Samstag, den 19. Februar.

Verſäumen Sie ja nicht, von heute an die Kammerſitzungen zu leſen: Das iſt höchſt wichtig und wird noch wichtiger werden. Die Wolke iſt endlich geplatzt und es ſtrömt herunter. Was man für die Aſche des Herzogs von Berry gehalten, war die Aſche, die ein Vulkan ausgeworfen. Das Miniſterium hat geſtern erklärt, mit dieſer Kammer wäre nicht mehr zu regieren. Es herrſcht eine allgemeine Misſtimmung unter dem Volke, unter der Nationalgarde. Frankreich ſähe ſich getäuſcht und verlange die Freiheit, um die es im Juli gekämpft. Wer wird ſiegen, die Regierung oder die Kammer? Es iſt eine gefährliche Kriſis. Ich ſehe nicht ein, wie die Regierung ohne Staatsſtreich ſich und dem Lande helfen kann,

und ein Staatsſtreich, wenn auch für die Freiheit, würde alles auf das Spiel ſetzen. Ich habe das vorher geſehen und geſagt; leſen Sie nur meine früheren Briefe nach. Eine Revolution aufhalten, ehe ſie von ſelbſt ſtille ſtehet, das heißt ihren Weg verlängern, ihr Ziel entfernen. Man hat, mehr aus einer lächerlichen Eitelkeit, als aus Politik, ſich dem Auslande ſtark zeigen wollen. Man wollte zeigen, daß man Herr des Volkes ſei, ſeine Leidenſchaft meiſtern könne. Mir fiel dabei gleich anfänglich der alte Goethe ein. Als er die Nachricht von dem Tode ſeines einzigen Sohnes erfuhr, glaubte er ſeinen Schmerz zu mäßigen, wenn er ihn verberge. Er bekam einen Blutſturz davon, der ihn an den Rand des Grabes führte. Ich fürchte, Frankreich bekommt einen Blutſturz. Das Herz wird mir doch manchmal bange bei allen dieſen Geſchichten. Zwar weiß ich, wer beſiegt wird am

Ende; aber wird ein Sieger übrig bleiben? Der Despotismus, ſo blind er iſt, iſt doch rieſenſtark; und wenn er ſeinen Untergang unvermeidlich ſiehet, wird er, ſeinen Tod zu rächen, wie Simſon, die Säulen der Welt umſtoßen, und mit ſich ſelbſt auch alle ſeine Feinde begraben.

— In Berlin werden ſie noch ganz verrückt vor Angſt und Verzweiflung. Neulich enthielt die preußiſche Staats-Zeitung einen langen Artikel, worin behauptet wird, Preußen ſei eigentlich der wahre republikaniſche Staat; dort wäre der Thron von republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, und Frankreich hätte nichts von der Art, und die Franzoſen ſollten ſich ſchämen, ſolche Knechte zu ſeyn. Ich glaube, es war Malice von der preußiſchen Staats-Zeitung, und ſie hatte es darauf angelegt, daß alle Liberalen in Deutſchland und Frankreich

vor Lachen erſticken ſollen. Welche Zeiten! und ach, welche Menſchen! Und ſie wiſſen recht gut, daß ſie Keinen täuſchen, am wenigſten die Preußen ſelbſt. Aber ſie haben ſolche Freude an Lug und Trug, daß ſie denken: und wenn unter zehen Millionen Leſern, nur zehen Dummköpfe uns glauben, es iſt immer ein Gewinn.

— Ich habe neulich einen Brief geleſen, den der Profeſſor Raumer in Berlin hierher geſchrieben, über die deutſchen und franzöſiſchen Angelegenheiten, natürlich in der Abſicht, daß er hier herum gezeigt werde. Es iſt ein $\frac{1}{111}$ offizieller Brief. Dieſer Profeſſor der Geſchichte .... iſt eben Königlich Preußiſcher Profeſſor. O! O! Sein Maasſtab für dieſe große Zeit iſt nicht länger als ſein Ordens-Bändchen. Und das alte Lied endiget mit dem ewigen Triller: Die Liebe der Preußen zu ihrem Kö-

nige sei in diesen Tagen noch gewachsen. Und doch sagen sie das ganze Jahr durch, diese Liebe könne gar nicht mehr wachsen! Dieser Raumer gibt Briefe über die französische Revolution heraus. Er war damals hier, er hat alles selbst mit angesehen; aber Schmeichler sind so blind als die Geschmeichelten. Der Herr von Raumer wird uns schöne Sachen erzählen!

Sechs und dreißigſter Brief.

Paris, Montag den 21. Februar 1831.

Es lebe Italien! Es gehet alles prächtig her; es kann in keiner Oper ſchöner ſein. Die Herzogin von Parma, Marie Louiſe, die kleine Frau des großen Mannes, die nicht wie einſt Brutus Gattin Feuer ſchluckte, ſondern ſich wie eine Wittwe von Epheſus betrug, bekam, als ſie beim Frühſtück ſaß, von einer Bürger-Deputation die höfliche Einladung, ſie möchte ſich aus dem Lande begeben. Und als ſie ſich

bedenken wollte, ſagte man ihr, das ſei gar nicht nöthig, die Wagen ſtänden ſchon angeſpannt im Hofe. Der Herzog von Modena hatte den Henkersknecht von Reggio kommen laſſen, die Verſchwornen hinzurichten. Man hat den Henkersknecht zuſammen gehauen und den Kerkermeiſter fortgetrieben. Was fehlt? Ein bischen Muſik-Staub von Auber darauf geſtreut und die Oper iſt fertig. Bologna, Ferrara, Modena, Faenza, — ich möchte das Alles von der Malibran ſingen hören. Die zehen Plagen Aegyptens werden über die neuen Pharaonen kommen, und die frohnenden Völker werden ſich befreien. Ach! ihr Weg geht auch über ein rothes Meer, über ein Meer von Blut; aber es wird ſie hinüber tragen, und ihre meineidigen Verfolger werden darin ihr Grab finden.

— Ja wohl habe ich geleſen und gehört von den frühzeitigen, unzeitigen und überzeitigen

Dummheiten die in Baiern vorgehen. Das hat mich betrübt, aber nicht gewundert. Der König von Baiern hat zunächst an seinem Throne eine vertraute Person, die verblendetste wo sie selbst rathet, die bestechlichste, wo sich Jemand findet, der sie lenkt, um ihren Herrn zu lenken — seine Phantasie. Dümmere Fürsten handeln bei weitem klüger. Nichts ist gefährlicher als Geist ohne Charakter, als das Genie, dem es an Stoff mangelt. Hat das Feuer einmal sein Holz gefunden, bleibt es ruhig und man braucht sich ihm nur nicht zu nähern, um sicher zu seyn. Aber die Flamme ohne Nahrung streicht hungrig umher, leckt hier, leckt dort und entzündet vieles, ehe sie ihre Beute festhält und die Beute sie. Die Poesie macht keinen Fürsten satt, und hat er ein schwaches Herz, das nichts Kräftiges verdauen kann, wird er selbst schwach werden. Der König von Baiern siehet zu weit. Solche

Fürſten ſind wie die Augen, ſie zucken mit den Wimpern ſobald nur ein Stäubchen von Gefahr ſich ihnen nähert, und während der Sekunde, daß ſie die Augen verſchließen, werden ſie betrogen auf ein Jahr hinaus. Doch bekümmern wir uns um keine Fürſten, ſie haben nichts zu verantworten. Es iſt eine Krankheit, einen König haben, es iſt eine ſchlimmere, einer ſeyn. Wir wollen ſie heilen und nicht haſſen. Ihre heilloſen Rathgeber, die müſſen wir bekämpfen.

— Von welch einem erhabenen Schauſpiele kehre ich eben zurück! und welch eine Stadt iſt dieſes Paris, wo Götter Markt halten und alltäglich ihre Wunder feil bieten! Ich ſtand auf dem höchſten Gipfel des menſchlichen Geiſtes, und überſah von dort das unermeßliche Land ſeines Wiſſens und ſeiner Kraft. Ich kam bis an die Grenze des menſchlichen Ge-

bietes, da wo die Herrſchaft der Götter beginnet — ich habe eine Seeſchlacht geſehen. Der Himmel war blau wie an Feiertagen, und mit der ſchönſten Sonne geſchmückt. Das Meer ſchlummerte und athmete ſanft und ward nur von Zeit zu Zeit vom Donner des Geſchützes aufgeſchreckt. Es war ein Tag zu lieben und nicht zu morden. Es muß weit ſeyn vom Himmel bis zur Erde; denn könnte die Sonne die Gräuel der Menſchen ſehen, ſie flöhe entſetzt davon und kehrte nie zurück! Eine Schlacht auf dem Lande iſt ein Liebesſpiel gegen eine Schlacht auf der See. Dort ſtirbt der Menſch nur einmal und findet dann Ruhe in ſeiner mütterlichen Erde; hier ſtirbt er alle Elemente durch und keine Blume blühet auf ſeinem Grabe. Dort trinkt die Erde warm das verſchüttete Blut; hier auf dem dürren Boden der Schiffe ſtehet es hoch, dick, kalt. Die Menſchen werden zerquetſcht, zerriſſen;

nicht Kälber die man ſchlachtet, werden ſo grauſam zugerichtet. Das franzöſiſche Linienſchiff der Scipion, auf dem ich mich befand, war in einer ſchrecklichen Lage; wir waren von Feuer und Rauch umgeben. Ein feindlicher Brander hatte ſich angehängt und jede Minute brachte uns dem Untergange näher. Wir erwarteten in die Luft geſprengt zu werden. Die ganze Mannſchaft eilte nach dem Verdecke und bemühte ſich durch Beile das Schiff vom Brander los zu machen. Drei Böte ſtachen in die See und ſuchten durch Seile den Brander ab- und ins Weite zu ziehen. Auf dem Schiffe und in den Böten ſtanden Offiziere, hoch aufrecht, als fürchteten ſie eine Kanonenkugel zu verfehlen und kommandirten ſo ruhig, wie der Kapellmeiſter im Orcheſter kommandirt. Und jetzt rund umher, nah und fern in einem weiten Kreiſe, die franzöſiſche, engliſche und ruſſiſche Flotte und dieſen gegenüber die tür-

kiſche. Aus den Mündungen der Kanonen ſtürzten Feuerſtröme hervor. Das Schiff des Admirals Codrington, halb in Trümmern mit zerriſſenen Segeln, hat ſo eben ein türkiſches Linienſchiff in den Grund gebohet. Es ſinkt, es iſt ſchon halb geſunken, die ganze Beſatzung gehet zu Grunde. Die Türken mit ihren rothen Mützen, rothen Kleidern und mit ihren blutenden Wunden gewähren einen ſchauderhaften Anblick; man weiß nicht, was Farbe, was Blut iſt. Viele ſtürzen ſich in das Meer, ſich durch Schwimmen zu retten. Andere rudern Böte umher und fiſchen Todte und Verwundete auf. Mehrere Schiffe fliegen in die Luft. Himmel und Erde lächeln zu dieſen Schrecken, wie zu einem unſchuldigen Kinderſpiele! Rechts ſiehet man auf einer Anhöhe, Stadt und Citadelle von Navarin und eine Waſſerleitung, die über den Berg hinziehet, erinnert an die altgriechiſche Zeit. Das war ein Anblick! Ich

werde ihn nie vergeſſen. Man ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde, man wird zwiſchen Schrecken und Bewunderung, zwiſchen Abſcheu und Liebe gegen die Menſchen hin und her geworfen. Und wie die Leute ſagen, iſt dieſes alles nur gemalt; es iſt das Panorama von der Schlacht bei Navarin. Ich mußte es wohl glauben, denn man kann nicht von dem Schiffe herunter, um Alles mit den Händen zu betaſten. Aber das Schiff, auf dem man ſich befindet, das geſtehet man ein, iſt nicht gemalt, ſondern von Holz und Eiſen. Es iſt ein Kriegsſchiff von der natürlichen Größe, und in allen ſeinen Theilen genau eingerichtet wie der Scipion, der in der Schlacht von Navarin mitgekämpft. Man tritt in das Gebäude des Panorama's und gelangt über einen ſchmalen dunkeln Gang an eine Treppe. Dieſe ſteigt man hinauf und kommt in ein großes Zimmer, das zwar mit allen Möbeln, häusli-

cher Bequemlichkeit, aber auch mit Beilen, Piſtolen, Flinten, Fernröhren, Compaſſen und Schiffsgeräthſchaften aller Art verſehen iſt. Das iſt das Zimmer der Offiziere. Die bretterne Wand, welche dieſes Zimmer von einer Batterie trennt, iſt, da die Schlacht begonnen, weggenommen. Man ſiehet eine Reihe von Kanonen: und im Hintergrunde Matroſen beſchäftigt, einen verwundeten Kameraden vom Verdecke in den untern Schiffsraum herabzulaſſen. Dann gehet man die zweite Treppe hinauf und gelangt in die Wohnung des Commandanten, Speiſezimmer, Gallerie, Schlafzimmer, Küche. Das bisherige müſſen Sie ſich denken, als die zwei untern Stockwerke des Schiffsgebäudes. Endlich führt eine dritte Treppe zum Verdecke des Schiffes, und von dort oben ſiehet man das Meer, die Schlacht, und was ich Ihnen beſchrieben. Die Zuſchauer ſtehen auf dem Hintertheile des Schiffes, der

leer iſt, weil die ganze Mannſchaft wegen des Brandes ſich nach dem Vordertheile gedrängt. Neulich hatte der König mit ſeiner Familie das Panorama von Navarin beſucht, und war von den Admiralen Codrington und Rigny, die in jener Schlacht commandirt hatten, begleitet. Wer dabei hätte ſeyn können, wie die Admirale dem König alles erklärten, der hätte eine recht genaue Vorſtellung von der Schlacht bekommen. Lebhaft iſt das Schauſpiel auch ohne Erklärung.

— In meinem vorigen Briefe ſagte ich Ihnen viel Gutes von Roſſini's Oper Zelmira und nannte die Muſik eine ſtählerne. Heute leſe ich im Conſtitutionnel: „la belle musique de la Zelmira, qui gagne tant à être souvent entendue, cette musique si cuivrée, et faite pour les oreilles allemandes.....“ Ich mußte lachen über das ſauerſüße Lob! Schöne

Muſik — das iſt der Zucker: Deutſche Muſik — das iſt der Eſſig; und cuivrée — das iſt das Gemiſch von Beiden; cuivrer heißt eigentlich falſch vergolden, mit Kupfer vergolden. Bitte, meine Herrn Franzoſen! den Rhein möget ihr uns nehmen; aber unſere Muſik werdet ihr ſo gut ſeyn, uns zu laſſen. Die gehört nicht dem deutſchen Bunde, die gehört uns, und wir werden ſie zu vertheidigen wiſſen.

Dienstag den 22. Februar.

— Die italienische Revolution greift um sich wie ein Fettfleck und nicht mit der ganzen Erdkugel wird Oesterreich das reinigen können. Savoyen, Tyroler rühren sich. Was wird Immermann dazu sagen? Das sind ja seine treuen Tyroler, die wie Hunde geheult an Oesterreichs Grabe!...

— — Daß Sie die Briefe eines Verstorbenen so unaufhörlich gegen mich in Schutz nehmen! Ich habe dem Manne nicht im geringsten Unrecht gethan, und habe ganz nach Gewissen geurtheilt. Was am Buche zu loben ist, habe ich gelobt; was am Verfasser zu tadeln, getadelt. Sein aristokratischer Hochmuth war Ihnen entgangen, mir nicht, und jetzt ist

die Zeit heiß, man muß sie schmieden ehe sie wieder kalt wird. — Man sagt: Don Miguel sei verjagt, Donna Maria in Lissabon als Königin ausgerufen. Es ist ein Herbst der Tyrannei und die dürren Blätter fallen. — Ueber die Salons habe ich Ihnen meine Meinung schon gesagt. Ich habe mehr Neigung für Massen, für das öffentliche Leben. Ich liebe die Kerzen nicht. Vergnügen fand ich nicht viel in den Salons, in welchen ich noch war. Bleibt das Belehrende. Aber jedes Wort, das in den Salons gesprochen wird, besonders über Politik, kommt den folgenden Tag in die öffentlichen Blätter, da die Redacteure überall ihre Agenten haben, die ihnen alles berichten. Ein Salon in Paris ist nichts anders, als eine Zeitung mit Himbeergeist. Der Himbeergeist wäre freilich gewonnen, aber finden Sie mich tragen Menschen. — Die Kammer wird aufgelöst, das Ministerium wird

ſcheinlich geändert im liberalen Sinne, und dann wird alles beſſer gehen, und ſchneller und die Revolution wird ihre Früchte tragen — auch für uns. Körbe herbei!

Sieben und dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag den 24. Februar 1831.

Die Krönung Napoleons, von David gemalt, durfte unter der vorigen Regierung nicht an das Tageslicht; jetzt wird das Gemälde wieder gezeigt. Was half ihnen ihr blinder Groll? Nichts iſt doch lächerlicher und grauſamer, als die ſtrenge Diät, welche kranke Fürſten, die nichts vertragen können, ihren Völkern auflegen, die alles vertragen! Sie meinen, wenn man die Herzen faſten ließe,

davon würden die Köpfe und Arme ſchwach, und ſie wären dann leichter zu regieren. Aber der Hunger des Herzens ſättigt den Kopf und ſtärkt die Glieder. Napoleons Bild kehrte nach funfzehn Jahren zurück, und die Bourbons werden ewig verbannt bleiben — — gewiß ewig; denn am dritten Schlagfluſſe ſtirbt der Menſch, und wenn er auch ein König iſt. Ich ſah geſtern das Gemälde, es hat ſehr gelitten; Farbe, Zeit, Bewunderung, alles iſt verblichen. Es ließ mich ſo kalt, als ſähe ich eine Abbildung von der Arche Noäh, in die mit hängenden Ohren alles ehegepaarte Vieh zieht. Der Maler war nicht begeiſtert, ſo wenig als jene Zeit, ſo wenig als Napoleon ſelbſt, ſo wenig als das Volk, das ihn umgibt; es iſt eine vielfarbige glänzende Leerheit. Das Gemälde iſt von ſolcher Ausdehnung, daß es in dem kleinen Theater, wo man es ſiehet, den Vorhang bildet. Es enthält mehr als ſechzig

Figuren in Lebensgröße, alle Portraits. Der Moment iſt gewählt, wo Napoleon der vor ihm knieenden Kaiſerin die Krone aufſetzt. Er kniet vor nichts, nicht vor ſeinem Gotte, nicht vor ſeinem Glücke; weder Triumph iſt in ihm, noch Demuth. Es iſt eine Krönung, wie die eines markloſen Erbfürſten. Nichts als Weiber, Pfaffen und goldene Knechte. Gibt es etwas Lächerlicheres, als daß ſich Napoleon in der Kirche Notre-Dame von einer angſt-zitternden Geiſtlichkeit Brief und Siegel darüber geben ließ, daß er ein Held geweſen? Gibt es etwas Herzempörenderes, als dieſe Hochzeit, zwiſchen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit? Napoleon hätte ſich zu Pferde ſollen krönen laſſen, ſich die Krone hinaufreichen laſſen, nicht herabreichen. Er ſollte den Thron zieren, der Thron nicht ihn. Keiner von jenen Soldaten war anweſend, die ihn ſo groß gemacht; nichts als Schleppentrá-

ger und Hofhanswürste. Man hätte gerne gesehen, daß seine Marschälle sich stolz auf ihre Schwerter stützten und mit unterdrücktem Spotte auf die gefälligen Kardinäle blickten. Aber sie trugen Degen wie die Kammerherren, und waren geputzt wie die Hofnarren. Die Portraits sind alle geistreich, das ist wahr: aber es hat Jeder sein eigenes Gesicht, Keiner ein Krönungsgesicht. Jeder sucht seine Gefühle zu unterdrücken, das siehet man deutlich. Herz und Augen gehen weit auseinander.

Unter allen Figuren waren nur drei, die mich anzogen. Napoleons Schwester, damals Großherzogin von Berg, später Königin von Neapel. Sie siehet ihrem Bruder ganz ungemein ähnlich, nur sind ihre Züge edler und zeigen den schönen Stolz des Sieges, den man in den Zügen des Kaisers vergebens sucht. Dann: der Papst. Er sitzt so bedeutend ab-

gespannt und duldend in seinem Sessel, wie eine gläubige und kränkliche Seele, die Gott nicht blos anbetet in dem, was er thut, sondern auch in dem, was er nicht thut, geschehen läßt. Endlich Talleyrand. Ich habe ihn nie gesehen, nicht einmal gemalt. Ein Gesicht von Bronze, eine Marmorplatte, auf der mit eisernen Buchstaben die Nothwendigkeit geschrieben ist. Ich habe nie begreifen können, wie noch alle Menschen aller Zeiten so diesen Mann verkannt! Daß sie ihn gelästert, ist schön, aber schwach, tugendhaft, aber unverständig; es macht der Menschheit Ehre, aber nicht den Menschen. Man hat Talleyrand vorgeworfen, er habe nach und nach alle Partheien, alle Regierungen verrathen. Es ist wahr, er ging von Ludwig XVI. zur Republik, von diesem zum Direktorium, von diesem zum Consulat, von diesem zu Napoleon, von diesem zu den Bourbonen, von diesen zu Orleans über,

und es könnte wohl noch kommen, ehe er ſtirbt, daß er wieder von Louis Philipp zur Republik überginge. Aber verrathen hat er dieſe Alle nicht, er hat ſie nur verlaſſen, als ſie todt waren. Er ſaß am Krankenbette jeder Zeit, jeder Regierung, hatte immer die Finger auf dem Pulſe, und merkte es zuerſt, wenn ihr das Herz ausgeſchlagen. Dann eilte er vom Todten zum Erben; die Andern aber dienten noch eine kurze Zeit der Leiche fort. Iſt das Verrath? Iſt Talleyrand darum ſchlechter, weil er klüger iſt als Andere, weil feſter, und ſich der Nothwendigkeit unterwirft? Die Treue der Andern währte auch nicht länger, nur ihre Täuſchung währte länger. Auf Talleyrands Stimme habe ich immer gehorcht, wie auf die Entſcheidung des Schickſals. Ich erinnere mich noch, wie ich erſchrak, als nach der Rückkehr Napoleons von Elba Talleyrand Ludwig XVIII. treu geblieben. Das verkün-

digte mir Napoleons Untergang. Ich freute mich, als er sich für Orleans erklärte; ich sah daraus, daß die Bourbons geendet. Ich möchte diesen Mann in meinem Zimmer haben; ich stellte ihn wie einen Barometer an die Wand, und ohne eine Zeitung zu lesen, ohne das Fenster zu öffnen, wollte ich jeden Tag wissen, welche Witterung in der Welt ist.

Talleyrand und Lafayette sind die zwei größten Charaktere der französischen Revolution, jeder an seiner Stelle. Auch Lafayette weiß Seyn vom Schein, Leben vom Tode zu unterscheiden; aber jedes Grab war ihm eine Wiege, und er verließ die Gestorbenen nicht. Er glaubt an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine Seelenwanderung der Freiheit; Talleyrand glaubt nur, was er weiß. Wäre nur Napoleon wie Talleyrand gewesen! Da er nur der Zeit zu dienen brauchte, keinen Menschen,

weil er ſelbſt der Höchſte war: hätte er mit beſſerer Einſicht ſich ſelbſt beſſer gedient, er wäre noch auf dem Throne der Welt. Was habe ich dem Kaiſer nicht alles geſagt! Heine hätte es hören ſollen! Ich war allein im Saale, und ſtellte mich mit verſchränkten Armen vor ihn hin, wie er es zu thun pflegte. Ich wollte ihn damit verſpotten, und — Narr! habe ich ihn geheißen. Ich hätte ihn Böſewicht nennen können, aber das hätte ihn nicht beleidigt. Nein, nie verzeihe ich dem Manne, was er ſich ſelbſt gethan, wollte ich ihm auch verzeihen, was er der Welt gethan. Sich mit der Gemeinheit zu beſudeln, und ſich aus Eitelkeit mit Schmutz zu bedecken, um ſich einen Schein von abgenutztem Alter zu geben! Er hat die Freiheit um ihre ſchönſten Jahre gebracht, er hat ſie um ihre Jugend betrogen, und jetzt muß ſie mit grauen Haaren noch auf der Schulbank ſitzen, und erſt lernen, was ſie

längſt könnte vergeſſen haben. Ehe ich ging, lachte ich ihm noch einmal freundlich zu. Für die Dummheit, die du Andere begehen machteſt, will ich dir deine eigne verzeihen. Du warſt der ſtarke eiſerne Reif, der die Faßdauben der Welt zuſammen gehalten. Und die Narren-Fürſten haben dich zerſchlagen, und gleich hat der gährende Wein das Faß aus einander geſprengt, und ſchweres Holz iſt an hohle Schädel gefahren! Das war ſchön.

Von Napoleons Krönung weg, ging ich zu einem andern Schauſpiel, das meinem Herzen wohler that. Ich beſuchte den edlen Medor. Wenn man auf dieſer Erde die Tugend mit Würden belohnte, dann wäre Medor der Kaiſer der Hunde. Vernehmen Sie ſeine Geſchichte. Nach der Beſtürmung des Louvres im Juli begrub man auf dem freien Platze vor dem Pallaſte, auf der Seite, wo die Herr-

lichen Säulen ſtehen, die in der Schlacht gebliebenen Bürger. Als man die Leichen auf Karren legte, um ſie zu Grabe zu führen, ſprang ein Hund mit herzzerreißendem Jammer auf einen der Wagen, und von dort in die große Grube, in die man die Todten warf. Nur mit Mühe konnte man ihn heraus holen; ihn hätte dort der hinein geſchüttete Kalk verbrannt, noch ehe ihn die Erde bedeckt. Das war der Hund, den das Volk nachher Medor nannte. Während der Schlacht ſtand er ſeinem Herrn immer zur Seite, er wurde ſelbſt verwundet. Seit dem Tode ſeines Herrn verließ er die Gräber nicht mehr, umjammerte Tag und Nacht die hölzerne Wand, welche den engen Kirchhof einſchloß, oder lief heulend am Louvre hin und her. Keiner achtete auf Medor, denn keiner kannte ihn und errieth ſeinen Schmerz. Sein Herr war wohl ein Fremder, der in jenen Tagen erſt nach Paris gekom-

men, hatte unbemerkt für die Freiheit ſeines Vaterlandes gekämpft und geblutet, und war ohne Namen begraben worden. Erſt nach einigen Wochen ward man aufmerkſamer auf Medor. Er war abgemagert bis zum Gerippe und mit eiternden Wunden bedeckt. Man gab ihm Nahrung, er nahm ſie lange nicht. Endlich gelang es dem beharrlichen Mitleid einer guten Bürgersfrau, Medors Gram zu lindern. Sie nahm ihn zu ſich, verband und heilte ſeine Wunden, und ſtärkte ihn wieder. Medor iſt ruhiger geworden, aber ſein Herz liegt im Grabe bei ſeinem Herrn, wohin ihn ſeine Pflegerin nach ſeiner Wiederherſtellung geführt, und das er ſeit ſieben Monaten nicht verlaſſen. Schon mehrere Male wurde er von habſüchtigen Menſchen an reiche Freunde von Seltenheiten verkauft; einmal wurde er dreißig Stunden weit von Paris weggeführt; aber er kehrte immer wieder zurück. Man ſiehet Medor oft

ein kleines Stück Leinwand aus der Erde ſcharren, ſich freuen, wenn er es gefunden, und dann es wieder traurig in die Erde legen und bedecken. Wahrſcheinlich iſt es ein Stück von dem Hemde ſeines Herrn. Gibt man ihm ein Stück Brod, Kuchen, verſcharrt er es in die Erde, als wollte er ſeinen Freund im Grabe damit ſpeiſen, holt es dann wieder heraus, und das ſiehet man ihn mehrere Male im Tage wiederholen. In den erſten Monaten nahm die Wache von der Nationalgarde beim Louvre jede Nacht den Medor zu ſich in die Wachſtube. Später ließ ſie ihm auf dem Grabe ſelbſt eine Hütte hinſetzen, und folgende Verſe darauf ſchreiben, die beſſer gemeint als ausgeführt ſind:

Depuis le jour qu'il a perdu son maître,
Pour lui la vie est un pésant fardeau;
Par son instinct il croit le voir paraître;
Ah! pauvre ami, ce n'est plus qu'un tombeau.

Medor hat ſchon ſeinen Plutarch gefunden, ſeine Rhapſoden und Maler. Als ich auf dem Platz vor dem Louvre kam, wurde mir Medors Lebensbeſchreibung, Lieder auf ſeine Thaten und ſein Bild feil geboten. Für zehen Sous kaufte ich Medors ganze Unſterblichkeit. Der kleine Kirchhof war mit einer breiten Mauer von Menſchen umgeben, Alle arme Leute aus dem Volke. Hier liegt ihr Stolz und ihre Freude begraben. Hier iſt ihre Oper, ihr Ball, ihr Hof, und ihre Kirche. Wer nahe genug herbei kommen konnte, Medor zu ſtreicheln, der war glücklich. Auch ich drang mich endlich durch. Medor iſt ein großer weißer Pudel, ich ließ mich herab, ihn zu liebkoſen; aber er achtete nicht auf mich, mein Rock war zu gut. Aber nahte ſich ihm ein Mann in der Weſte, oder eine zerlumpte Frau und ſtreichelte ihn, das erwiederte er freundlich. Medor weiß ſehr wohl, wo er die wahren Freunde

ſeines Herrn zu ſuchen. Ein junges Mädchen, ganz zerlumpt, trat zu ihm. An dieſem ſprang er hinauf, zerrte es, ließ nicht mehr von ihm. Er war ſo froh, es war ihm ſo bequem, er brauchte um das arme Mädchen etwas zu fragen, es nicht wie eine vornehme geputzte Dame, ſich erſt niederlaſſend, am Rande des Rockes zu faſſen. An welchem Theile des Kleides er zerrte, war ein Lappen, der ihn in den Mund paßte. Das Kind war ganz ſtolz auf Medors Vertraulichkeit. Ich ſchlich mich fort, ich ſchämte mich meiner Thränen. Wenn ich ein Gott wäre, ich wollte viele Freuden unter die armen Geſchöpfe der Welt vertheilen; aber die erſte wäre: ich weckte Medors Freund wieder auf. Armer Medor!.. Könnte ich den treuen Medor nur einmal in die Deputirten Kammer locken! Hörte er dort die Verhandlungen dieſer Tage, vernähme er, ſein guter Herr hätte nie können Deputirter wer-

den, weil er nicht 750 Franken Steuern bezahlt, er, der doch sein Blut dem Vaterlande gesteuert — wie würde er bellen, wie würde er dem jämmerlichen Dupin und den Andern allen in die Beine fahren! —

Freitag, den 25. Februar.

Ich empfehle Ihnen das Buch: Théâtre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole, von Mérimée. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt. Er nimmt den Schein an, als wären die Komödien aus dem Spaniſchen überſetzt. Es ſind eigentlich nur Skizzen und Scenen: aber mit großer Kunſt werden durch wenige Striche ganze Charaktere gezeichnet, und mit ein wenig Roth und Gelb, die glühendſten ſpaniſchen Naturen treu gemalt. Man kann ſich nichts Liebenswürdigeres denken. Der Verfaſſer hat eine unbeſchreibliche Grazie, eine Phantaſie gleich einer Lerche, wenn ſie in der Abenddämmerung um grüne Kornfelder fröhliche Kreiſe zieht. Es ſind Komödien, wild wie junge Mädchen; aber wie wohlgezogne; ſie

ſind ſittſam dabei und erröthen leicht. Der Dichter hat, was die Deutſchen Ironie nennen, und was ich noch bei keinem Franzoſen gefunden. Seine Ironie iſt wie die unſere, nur geflügelter. Und was in den Dichtungen fehlt, macht ſie ſo ſchön, als das, was ſie beſitzen; es ſind reizende Nachläſſigkeiten.

Geſtern habe ich Comte's Kindertheater beſucht, oder wie es jetzt eigentlich heißt: Théâtre des jeunes Acteurs. Es iſt lange nicht mehr ſo artig, als es vor mehreren Jahren war, da wir es geſehen. Die damaligen Kinder ſind ſeitdem lange Jungen und Mädchen geworden, meiſtens treten bejahrte Perſonen auf, und die wenigen Kinder ſpielen zu altklug. Mich lockte eigentlich ein Stück, von dem man ſeit einiger Zeit viel geſprochen, ein buckliges Luſtſpiel. Es heißt: Mayeux ou le bossu à la mode. Mayeux iſt eine

Pariſer Volks-Tradition von einem geiſtreichen Buckel, dem man alle mögliche guten Einfälle aufgebürdet! Ich weiß nicht, ob ein ſolcher Mayeux wirklich einmal gelebt, oder ob er blos ein Geſchöpf der Phantaſie iſt. Aber ſeit der letzten Revolution wurde dieſer Mayeux wieder aus der Vergeſſenheit hervorgerufen, und man legte ihm in Liedern und Bildern die witzigſten Worte in den Mund. Das Vaudeville, von welchem hier die Rede, iſt mit Geiſt und Laune geſchrieben; auch haben nicht weniger als drei dramatiſche Dichter daran gearbeitet. Mayeux iſt ein kleiner verwachſener Kerl, voll ſcharfer, doch gutmüthiger Laune, der im Juli mitgefochten, und trotz ſeiner verkrüppelten Geſtalt als Grenadier unter der Nationalgarde dient. Es gehört nun viel Feinheit und Gewandtheit dazu, dieſen Charakter und dieſe Misgeſtalt ſo zu behandeln, daß er Lachen erregt, ohne ſich lächerlich zu machen.

Davor müſſe man ſich hüten; denn das wäre auf die Revolution und auf die Nationalgarde zurück gefallen. Den Verfaſſern iſt es gelungen. Aber es wurde bei Comte gar zu ſchlecht geſpielt, und ich konnte es nicht zu Ende ſehen. Die Mißgeſtalt Mayeux's wurde ſo karikirt, daß ſie widerlich wurde. Auch ein Buckel hat ſeine äſthetiſchen Regeln, die man nicht übertreten darf. Was mich in dieſem Theater am meiſten ergötzt, war der Jubel der hundert Kinder in ihren weißen Häubchen, und deren Mütter, und die tauſend Küſſe den ganzen Abend, und die unzähligen Stangen Gerſtenzucker, die der Conditerjunge abſetzt. Aber wie kömmt es, daß auch Kinder lachen, gleich den Erwachſenen, ſie, denen doch noch alles ernſt und wahr erſcheint; und die keinen Widerſpruch und keinen Zufall unterſcheiden? Ich begreife das nicht. Es hat gewiß ſeine Erklärung; aber ich als Gelehrter darf das ver-

gessen haben. Doch Sie, unwissende Freundin, müssen es wissen. Erklären Sie mir, warum Kinder lachen?

— Bald wird das Eis überall brechen, nach und nach, und es wird eine tolle Wirthschaft geben. Ich sehe es für ein Glück an, daß jetzt eine so feindliche Spannung zwischen der französischen Kammer und der Regierung eingetreten ist, daß ein gefährliches Mißbehagen sich im ganzen Lande zeigt; denn Frankreich kann nur durch einen Krieg von innerem Verderben gerettet werden. Es mögen entscheidende Dinge sich bereiten.

Die englischen Blätter, die nicht blos vernünftig über die Sache sprechen — heute müßte einer dumm seyn, der nicht vernünftig wäre — sondern auch kalt, weil sie der Krieg unmittelbar nichts angeht, sagen, der Krieg

wäre unvermeidlich. Die zwei Prinzipien, welche die Welt beherrſchen, Freiheit und Tyrannei, ſtänden ſich feindlich einander gegenüber, und an eine friedliche Ausgleichung wäre nicht zu denken; denn nie würden abſolute Fürſten ihren Völkern gutwillig liberale Inſtitutionen geben. Und ſo iſt es. Tauſendjährige Leidenſchaften, Vorurtheile, von ſo alten und tiefen Wurzeln, zerſtört man nicht ſo leicht, nicht einmal dann, wenn ſelbſt die, die ſie haben, von ihnen befreit ſeyn möchten. Der Menſch iſt nicht frei, auch der beſte nicht. Er kann alles lernen wollen, aber nichts vergeſſen, und ſo lange Kopf und Herz vom Alten beſetzt ſind, findet das Neue keinen Platz. Darum Krieg! —

Acht und dreißigster Brief.

Paris, den 1. März 1831.

— Der Geist freier Untersuchung und der Opposition hat sich hier so mächtig entwickelt, daß er sogar bis in die Schulen gedrungen ist. Im College Henri IV (nach deutschem Ausdrucke ein Gymnasium) werden von den Schülern zwei handschriftliche Journale redigirt, die in den Schulzimmern täglich cirkuliren. Das eine Journal: le lycéen genannt, kämpft unter Racine's Fahne, also

für die klassische Literatur; das Andere mit dem Titel: le cauchemar, streitet unter der Fahne Victor Hugo's. Die romantische Literatur mit dem Worte cauchemar (das Alpdrücken) zu bezeichnen, ist eine geistreiche Naivetät, und die Feinde der Romantik hätten nichts Besseres erfinden können. Diese Zeitungen enthalten nun zwar literärische Gegenstände, aber am Schlusse des Blattes werden auch freimüthige Bemerkungen über Lehrer und Professoren hinzugesetzt. Das hat die Schulobrigkeit übel genommen und sie hat den rédacteur en chef du Lycéen aus der Schule entfernt. Die Zöglinge klagen, das wäre eine offenbare Verletzung der Preßfreiheit! Ich habe über diesen komischen Kinder-Liberalismus herzlich lachen müssen. Die kleinen Jakobiner haben es hier noch gut. Ihre höchste Strafe ist, daß man sie nach Hause zu ihren Eltern schickt, wo sie, statt über den

Büchern zu ſitzen, den ganzen Tag frei umher laufen und ſpielen dürfen. Im Oeſterreichiſchen würde man ſolche anarchiſche Buben, als Trommelſchläger und Pfeifer unter die Soldaten ſtecken. Wenn ſich die Kinder hier unter einander ſtreiten und zanken, ſchimpfen ſie ſich Charles X. und Polignac. O! es iſt eine böſe Welt.

— Oeſterreich!... Es muß eine Wonne ſeyn, dieſer fluchwürdigen Regierung auf einem Schlachtfelde der Freiheit gegenüber zu ſtehen! Es muß eine tugendhafte Schadenfreude ſeyn, der dumm-verzagten Welt zu beweiſen, daß Gott mächtiger iſt als der Teufel! Die heiſſe Wuth eines Tyrannen wie Don Miguels kann meine Nerven in Aufruhr bringen; aber nie vermochte ſie meine innere unſterbliche Seele ſo zu empören, als es die kalte abgemeſſene Tücke Oeſterreichs thut, das, ohne Leidenſchaft,

gleich Goethe's Mephistofeles, die Menschen verführt oder verdirbt, nur um zu zeigen, daß es keine Tugend giebt, daß die Tugend ohnmächtig sei dem Bösen zu widerstehen. Gestern stand eine Geschichte im Courier Français, die ich Ihnen mittheile, und zwar übersetzt; ich muß die Probe meiner Augen machen, ich muß mich überzeugen, daß ich nicht falsch gelesen.

Behandlung der Staatsgefangenen in Brünn.

Ein junger Italiener, Herr Maroncelli, aus seinem Vaterlande verbannt, und verstümmelt durch die Marter, die er in den österreichischen Gefängnissen erduldet, ist so eben in Paris angekommen. Die Qualen, welche er erlitten, die, welche seine Leidensgefährten noch ertragen, würden, wenn dieses noch nöthig

wäre, den Abſcheu der Italiener gegen die öſterreichiſche Regierung, und ihre Anſtrengungen ein verhaßtes Joch abzuſchütteln, vollkommen rechtfertigen. Maronelli ward wegen eines Briefes angeklagt, den er ſeinem Bruder geſchrieben, einem jungen Arzte, der von Griechenland, wo er den Hellenen den Beiſtand ſeiner Kunſt angeboten, zurückgekehrt. Das geheime Tribunal von Mailand glaubte darin unter einer ſinnbildlichen Form den Ausdruck eines verſteckten Wunſches für die Freiheit zu erkennen. Der junge Patriot wird arretirt, gerichtet, und auf das Zeugniß dieſes einzigen Briefes zum Tode verurtheilt. Aber vor dieſem Spruche, nachdem er gefällt, entſetzten ſich die Richter ſelbſt, und verwandelten die Todesſtrafe in zwanzigjähriges hartes Gefängniß. Herr von Maronelli wird mit vier ſeiner Freunde nach der Feſtung Brünn geführt, wo zwanzig andere italieniſche Patrioten

ihnen bald nachkommen. Das Gefängniß ist voll gepfropft, und man entscheidet, daß der jüngste in den Kellar geworfen werden soll. Hier, auf feuchter Erde, bringt Maronelli, einsam, ohne Verbindung mit irgend einem Menschen, ein ganzes Jahr zu. — Er war dem Tode nahe, als ein anderer Verurtheilter, der sein Kerkerloch mit einem Leidensgenossen theilte, starb. Maronelli kommt an seinen Platz. Er hat endlich einen Freund zur Seite; aber seine physischen Leiden haben nicht aufgehört. Eine Eiskälte durchdringt ihn; eine ekelhafte Nahrung richtet seine Gesundheit vollends zu Grunde; seine Glieder werden steif; sein linkes Bein, durch den schweren Ring, der zwanzigpfündige Ketten zusammenhält, eng umschnürt, schwillt auf eine fürchterliche Weise auf; bald zeigt sich der Brand, man muß das Bein abschneiden! Aber der Gouverneur sagt kalt, indem er das kranke Bein, dessen ge-

ſchwollenes Fleiſch den eiſernen Ring ganz bedeckte, nachläſſig in der Hand wiegt: man hat uns einen Gefangenen mit zwei Beinen geſchickt, wir können ihn nicht mit einem Beine wieder abliefern. Man muß erſt nach Wien ſchreiben, und um die Gnade der Operation bitten, die jede Verzögerung tödtlich machen kann. In vier und zwanzig Stunden könnte man Antwort haben, aber ſie läßt vierzehn Tage auf ſich warten. Endlich wird die Operation im Kerker, wo der Gefangene acht Jahre geſchmachtet hat, vorgenommen. Der Gefängniß-Barbier nimmt das verfaulte Bein über das Knie ab, und einige Zeit darauf wird Maronelli in Freiheit geſetzt. Der junge Patriot auf zwei Krücken gehend, kehrt nach ſeinem Vaterlande zurück, er wird aber hinausgeſtoßen. Er wendet ſich nach Rom, Rom verweigert ihm den Aufenthalt. Der Großherzog von Florenz will ihn dulden, aber der

österreichische Gesandte läßt ihn fortjagen. Maronelli findet in Frankreich eine Freistätte, und bald wird er es verlassen, sein verjüngtes Vaterland wieder zu sehen. Von den fünf und zwanzig Verurtheilten, die nach und nach Maronelli's Kerker theilten, sind zwei Vicomte, Oraboni und M. A. Villa, vor Hunger gestorben! Wir übertreiben nicht, es ist die Wahrheit. Eine mit Unschlitt zubereitete Suppe, zwei kleine Stücke Brod von Fingersdicke, und ein Lappen verdorbenes Fleisch machen noch heute die einzige Nahrung der Gefangenen aus. Vergebens erbaten sie sich als eine Gnade, daß man aus ihrer ekelhaften Suppe wenigstens den Talg weglasse; man antwortete ihnen, das sei die Nahrung von zwei bis dreihundert Galeeren-Sclaven, und man könne für sie keine Ausnahme machen. Von dem Gelde, das ihnen ihre Familien schickten, erhalten die Gefangenen keinen Heller. Gegen-

wärtig befinden ſich noch neun Italiener in Brünn, worunter der Graf Gonfalonieri, der an jedem Jahrestage ſeiner Verurtheilung fünf und zwanzig Stockſchläge bekommt.

Mittwoch den 3. März.

— Saphir fängt künftige Woche Vorlesungen an, nach Art derjenigen, die er in München gehalten. Ich theile Ihnen einige gute Einfälle aus seinem Prospectus mit. „Frankreich ist mir eine Entschädigung schuldig; „ich komme, sie einzukassiren, nicht mit dem „Degen, aber mit der Feder in der Hand.... „Die drei ruhmvollen Tage Frankreichs haben „viele schlaflose Nächte in Deutschland hervor„gebracht .... ich wurde allergnädigst verbannt, „und es wurde mir huldreichst angewiesen, bin„nen drei Tagen Witz und Land zu verlassen. „Zum Glücke waren weder Witz und Land so „groß, um dieses in drei Tagen nicht mit aller „Bequemlichkeit bewerkstelligen zu können. Ich „schnürte meine Satyre und ging.... Zuerst

„hatte ich die Idee, nach Rußland zu gehen,
„weil man noch kein Beiſpiel hat, daß je ein
„freimüthiger Schriftſteller von dort verbannt
„wurde, und zwar aus dem einfachen Grunde,
„weil nie einer dort lebte. Allein Perſonen,
„welche die Knute und die Cholera morbus
„aus näherem Umgange kennen, verſicherten
„mich, daß dieſe zwei ruſſiſchen Geſellſchafts-
„ſpiele keinen beſondern Sinn für Witz und
„Poeſie haben. Ich nahm mir alſo vor, die
„Preßfreiheit perſönlich kennen zu lernen, und
„kam nach Paris, welches die eigentliche Eſ-
„ſigmutter meiner ſauern Tage in Deutſchland
„war.... Ich habe ein gegründetes Recht
„auf eine Entſchädigungsklage, allein alles Kla-
„gen iſt kläglich. Ich will es alſo lieber ver-
„ſuchen, den Pariſern deutſche Vorleſungen zu
„halten.“

— Ich zittere, wie Sie, für die Polen, und bin auf das Schlimmſte gefaßt. Aber

der Ruſſen würde, dieſer Sieg verderblicher ſeyn, als es ihnen eine Niederlage wäre. Der erhabene Nikolaus würde dann übermüthig werden, und glauben, mit Frankreich wäre eben ſo leicht fertig zu werden, als mit den Polen, man brauche nur energiſch aufzutreten. Wehe dem armen Deutſchland, wenn die Ruſſen ſiegen.

Neun und dreißigster Brief.

Paris, Donnerstag den 3. März 1831.

Die Romane des Paul de Kock, die man Ihnen empfohlen und von welchen Sie mir neulich geschrieben, habe ich seitdem kennen gelernt. Ein prächtiger Mann! Trotz den vielen Sorgen und Mühen, die mir jetzt Europa macht, habe ich in vier Tagen, in meinen kurzen Friedens-Stunden, acht von seinen funfzig Bänden gelesen. Aber das ist genug für uns beide. Nur in Paris kann man Kocks

Romane mit Luſt leſen, draußen verlieren ſie ihren Werth. Mir haben ſie viele Freude gemacht. Man lernt darin die Sitten der Pariſer Klein-Bürger kennen, mit welchen ein Fremder, ſo wenig als die eingebornen Pariſer der höhern Stände ſelbſt, im Leben in gar keine Berührung kommt. Wenn Jouy in ſeinem Hermite de la Chaussée-d'Antin Scenen aus der Pariſer kleinen Welt ſchildert, ſcheint er dabei ſo weit hergekommen, holt er dabei ſo weit aus, als beſchreibe er Sitten und Gebräuche der Hottentotten. Eine ganze Reiſe-Beſchreibung ſchickt er voraus, erzählt wie er in früher Jugend — Jugend hat keine Tugend — aus Uebermuth und Zufall in das ferne wilde Land gerathen; kurz, gibt ſich die größte Mühe zu erklären und zu entſchuldigen, daß er, ein feiner Mann der großen Welt, einige Male ein grobes Bürgerhaus beſucht. In Paris ſind die Straßen Provinzen, und

man lernt viel Geographie und Statiſtik aus Kocks Romanen. Es gehen an uns vorüber: un riche passementier de la rue St. Martin — un riche épicier de la rue aux ours — un tabletier de la rue St. Denis — un parfumeur de la rue St. Avoie — mit Weibern, Töchtern, Kindermädchen, Kommis. Und ihre Sonntags-Partieen auf das Land und ihre Hochzeiten, ihre Galanterien, ihre Intriguen. Die Liebe ſpielt natürlich eine Hauptrolle wie in allen Romanen. Aber es iſt keine deutſche Liebe, keine Liebe unſeres Lafontaine's, die noch heißer iſt als der Kochbrunnen zu Wiesbaden; ſondern es iſt eine angenehme warme Liebe, welche die natürliche Blutwärme des Herzens nie überſteigt. Monsieur Paul de Kock ſagt: „c'est une bien jolie chose d'aimer et d'être aimé" — dabei kann man ſich nicht verbrennen. Und Philoſophie hat er auch, Lebens-Philoſophie! Zwar gibt er uns

nicht wie Goethe im Wilhelm Meiſter Lehrbriefe mit Trüffeln; aber es iſt eine recht kräftige Philoſophie, bürgerlich zubereitet. Man kann von ihm lernen. So ſagt er einmal, die Ehen wären tauſendmal beſſer und ſchöner als ſie ſind, wenn nicht Mann und Frau einen großen Theil des Tages in ſo nachläſſiger Kleidung vor einander erſchienen. Das Kind Amor fürchte ſich vor baumwollenen Nachtmützen und ungewaſchenen Morgenhauben; bei den Weibern nehme mit der Liebe die Sorge für ihren Putz ab. Er gibt uns jungen Leuten die Lehre: „Jeunes gens, méfiez-vous de votre maîtresse, lorsque vous la verrez venir en papilottes au rendez-vous que vous lui auriez donné.“ Kock iſt die Wonne der Pariſer Nähmädchen; auch iſt das Papier ganz weich von den vielen Händen und Thränen und kein Band in der Leihbibliothek, in dem nicht einige Blätter fehlten. Was der Mann aber auch ſchlau iſt,

und wie er ſich bei Allen beliebt zu machen weiß! Den Liebenden und jungen Leuten überhaupt gibt er immer Recht gegen die Eltern und Alten; aber mit den letztern verdirbt er es darum doch nicht. Jungen Mädchen gibt er, was ſie verlangen, und wiegt ihnen gut; aber wenn er die Waare abliefert, wickelt er ſie in ein Blatt Moral, das die Kinder mit nach Hauſe nehmen und woran ſich die Mütter erquicken. In Zeichnung komiſcher Charaktere hat Kock viele Fertigkeit. Welche himmliſche Späße! und man kann ohne Furcht zu erſticken, nach Herzensluſt dabei lachen. Denn ſie gleichen nicht Scribe's und Jouy's Epigrammen, bei welchen man nur lächeln darf, weil ſie Einem leicht, wie Fiſchgräthen im Halſe ſtecken bleiben. Kurz, mein Paul de Kock iſt ein prächtiger Mann — aber leſen Sie ihn nicht.

Samſtag, den 5. März.

Die armen Polen werden wohl jetzt geſtorben ſeyn. Sie ſind glücklicher als ich. Dem entſetzlichen Schauplatz näher, wiſſen Sie ſchon das Schlimmſte. Seit Vorgeſtern habe ich keine Kraft, eine Feder zu führen, ich konnte nicht leſen, nicht denken, ich konnte nicht einmal weinen und beten; nur fluchen konnte ich. Geſiegt haben die Polen ſchon vier Tage lang, aber entſchieden iſt noch nichts, und geſtern ſind gar keine Nachrichten gekommen. Man ſprach von einem Couriere, den der ruſſiſche Geſandte erhalten; die Ruſſen wären in Warſchau eingerückt. Aber wenn das wahr wäre, hätte man ſchon den Jubel der beſoffenen Knechte gehört, an den Feſttagen ihrer Herren, und die deutſchen Blätter von geſtern erzählen nichts.

Nicht wie Menſchen, wie Kriegsgötter ſelbſt haben die Polen gekämpft. Sie jagten ſingend den Feind, wie Knaben nach Schmetterlinge jagen; ſie ſtürzten ſich auf die Kanonen und nahmen ſie, wie man Blumen bricht. Männer, Kinder, Greiſe, drei Geſchlechter, drei Zeiten waren in der Schlacht und die Ruſſen, wie feige Meuchelmörder, ſchoſſen aus dem Dickicht der Wälder heraus. Was wird es helfen? Jeder Sieg bringt die Polen ihrem Untergange näher. Sie ſind zu ſchwach, zu arm an Menſchen. Der reiche Kaiſer Nikolas haut immer neue Soldaten heraus, wie Steine aus Brüchen und das gehet ſo immer unerſchöpflich fort, was ſind einem Deſpoten die Menſchen? Seine Wälder ſchont er mehr. Nicht Gottes Weisheit, nur die Dummheit des Teufels allein kann noch die Polen retten. Ach! gibt es denn einen Gott? Mein Herz zweifelt noch nicht, aber der Kopf darf einem wohl

davon schwach werden, und wenn — was nützt dem vergänglichen Menschen ein ewiger Gott? Wenn Gott sterblich wäre wie der Mensch, dann wäre ihm ein Tag ein Tag, ein Jahr ein Jahr, und der Tod das Ende aller Dinge. Dann würde er rechnen mit der Zeit und mit dem Leben, würde nicht so spät Gerechtigkeit üben und erst den entferntesten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die Freiheit kann, sie wird siegen, früher oder später; warum siegt sie nicht gleich? Sie kann siegen, einen Tag nach dem Untergange der Polen; soll einem das Herz nicht darüber brechen? Die Polen im Grabe, fühlen sie es denn, haben sie Freude davon, wenn ihre Kinder glücklich sind? Die Tyrannei wird untergehen, die Kinder der Tyrannei werden gezüchtigt werden für die Verbrechen ihrer Väter; aber die Knochen der begrabenen Könige, haben sie Schmerzen davon? Gibt es einen

Gott? heißt das Gerechtigkeit üben? wie verabscheuen die Menschenfresser, dumme Wilde, die doch nur das Fleisch ihrer Feinde verzehren; aber wenn die ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freude und Glück, mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen, gemartert, geschlachtet und zerfetzt wird, um damit die Zukunft zu mästen — diese Menschenfresserei ertragen wir! was ist Hoffnung, was Glaube? durch die Augen wird kein Hunger gestillt, gemalte Früchte haben noch Keinen satt gemacht... Ich las etwas in den englischen Blättern — es ist sich todt darüber zu schämen, wenn man ein Deutscher ist; es ist sich die Hände im Dunkeln vor die Augen zu halten. Der Londoner Courier sagte: „Wenn Polen wird besiegt seyn, wenn, was die Schlacht verschont, „auf dem Schaffotte bluten wird, dann werden die deutschen Zeitungen die weise „Gerechtigkeit des russischen Kaisers rühmen,

„und wenn der Tyrann nur einem einzigen Be„siegten das armſelige Leben ſchenkt, werden „die deutſchen Blätter die Milde des hoch„herzigen Nikolaus bis in die Wolken erheben.“ Unter allen Völkern der Erde, erwartet man ſolche feige hündiſche Kriecherei nur von uns! Ja, es ſchwebt ſchon vor meinen Augen, ich leſe es und höre es, wie das viehiſche Federvieh in Berlin von jedem Miſthaufen, von jedem Dache herab, den großen erhabenen Nikolaus ankräht. Wie hat dieſer Despot in ſeinen Proklamationen geſprochen! Vielleicht glaubt es die Nachwelt, was die Despoten unſerer Tage gethan; aber was ſie geredet, das kann ſie nicht glauben. Vielleicht glaubt die Nachwelt, was die alten Völker geduldet, aber was ſie angehört und dazu geſchwiegen, das kann ſie nicht glauben. Das Schwert zerſtört bloß den Beſitz und mordet den Leib; aber das Wort zerſtört das Recht und mordet die Seele.

Zu ſolchen Reden, ſolches Schweigen! Und wenn die Polen vertilgt ſind, dann voran die deutſchen Hunde, gegen den Siz der Freiheit, gegen Frankreich! dann ſtellt man ſie zwiſchen das Schwert der Franzoſen und die Peitſche der Ruſſen, zwiſchen Tod und Schande!... Iſt es nicht ſchmachvoll für uns, daß der Kaiſer von Rußland Herr über ſechzig Millionen Sklaven, keinen derſelben knechtiſch genug gefunden hat, die Freiheit der Polen zu ermorden, als den Diebitſch allein, einen Deutſchen?

Ihr heutiger Brief kann mir ſpätere Nachrichten bringen, als die hieſigen, wenn ſie ſchlimm ſind, ich meine das Siegel müßte davon ſchwarz werden. O! ich kann nicht mehr, ich muß weinen.

Vierzigster Brief.

Paris, Sonntag den 6. März 1831.

Wäre ich ein Dichter nur acht Tage lang! Ich wollte ein Freudenlied ſingen, daß Berge und Wälder dabei tanzten, oder ein Trauerlied, daß die Sterne darüber weinen müßten und erlöſchten in ihren eigenen Thränen. Ich fühle es in mir, aber es will ſich nicht geſtalten. Nur proſaiſch kann ich jubeln... heute iſt heute und morgen iſt morgen; ich will nicht weiter denken. Alles Gute und Schöne

hat ſich beſtätigt, aber das Beſte und Schönſte iſt noch nicht entſchieden. Ein Handelshaus erhielt geſtern die Nachricht: die Ruſſen wären gänzlich zerſtreut, und, was Alles entſcheide, hinter ihrem Rücken wäre Lithauen aufgeſtanden. Aber das heutige miniſterielle Blatt berichtet, die Regierung habe gleich ſpätere Nachrichten, wie jenes Handelshaus, und dieſe, obzwar gut lautend, ſprächen noch von keiner Entſcheidung. Wenn es wahr würde, wenn Rußland, dieſer Rieſe von Eiſen, auf Füßen wie Thon, zur Erde ſtürzte, umgeworfen von Kindern, die ihm zwiſchen die Beine gekrochen — wie wollten wir lachen! Dann wenn ein Tyrann ſich unartig beträgt, würde man, ihn zu ſchrecken, rufen: der Pole kommt! warte, ich hole den Polen! wie man Kindern droht: ich hole den Schornſteinfeger. „Wie ein Knäul Zwirn will ich die Polen zuſammenwickeln“ — hat Nikolaus geprahlt.

Nun, er hat ſie zuſammengewickelt; aber der Knäul iſt zur Bombe geworden, die ihn zerſchmettert. Aber wie furchtſam macht reines Glück! Selbſt die ſonſt ſo kecken pariſer Blätter, die immer ſo leichtfertig lügen, wagen nicht, ſich ihrer Freude über den Sieg der Polen zu überlaſſen; ſie fürchten Enttäuſchung. O Vater im Himmel, ſchicke mir nicht ſolche Trauer! Laß mich dieſen Brief freudig endigen, wie ich ihn angefangen. Bis Mittwoch noch beſchütze die Polen! Wenn die Polen entſcheidend ſiegen, dann wird, wie ich hoffe, Paris illuminirt. Ich beleuchte mein ganzes Haus, und merken Sie ſich das — zehen Lampen ſtelle ich beſonders an ein Fenſter, die ſind für Sie und Pauline. Denn Ihr Armen, dürftet am Abend der herrlichen Entſcheidung doch nicht eure Freude leuchten laſſen; ja wenn der ruſſiſche Geſandte öffentliche Trauer verlangte von unſerem Römer-Senate, Ihr dürftet eure ge-

wohnten Nachtlichter nicht anzünden, und müßtet im Dunkeln zu Bette gehen.

So lange das Schickſal bei guter Laune bleibt und die Tyrannen neckt, wollen wir von Poſſen ſprechen. Die Zeit des Ernſtes kommt nur zu gewiß. Verzweifelte Spieler, verdoppeln ſie immer ihren verlornen Einſatz, und da können ſie wohl einmal Alles wieder gewinnen, ehe ſie zu Grunde gehen. Ich habe im italieniſchen Theater den Don Juan gehört. Seit vierzehn Tagen ſchon hatte ich mein Billet dazu. Dreimal wurde die Oper angekündigt und dreimal wieder abgeſagt, weil die Malibran katarrhaliſche Launen bekam! Endlich kam es zur Aufführung. Ich rechnete ſo ſicher auf mein Entzücken, als man auf das Entzücken jedes Deutſchen Landes rechnen kann, ſo oft ein Erbprinz wird geboren werden — morgen, übermorgen, über's Jahr, im zwanzigſten Jahrhun-

dert, im dreißigsten, im siebentausendsten, im ersten Jahrhunderte nach dem Untergange der Welt; denn die Natur kann untergehen, aber deutsche Treue nicht. Doch wie kam es ganz anders — nämlich mit Don Juan. Eingeschlafen bin ich nicht, denn es war die interessanteste Langeweile, die ich je empfunden. Uns Deutschen ist der Juan wie das Vaterunser; wir sind damit aufgewachsen: er war uns zugleich a b c und hohe Schule der Musik. Aber was haben diese Italiener, diese parisirten Italiener daraus gemacht! Die wissen noch weniger von Gott und Teufel, von Himmel und Hölle, als wir Deutschen von der Erde wissen. Es schien, als wäre ihnen die Musik zu vornehm, sie waren schüchtern, ängstlich, es war als ständen sie auf glattem Marmorboden eines Pallastes, vor einem Könige auf seinem Throne, Sie schwankten und stammelten. Was sie vortrugen, war alles schön, alles richtig; aber

es war einſtudirt und der Ceremonien-Meiſter hatte jede ihrer Bewegungen geordnet. Die Bruſt war ihnen zwiſchen den beiden Taktſtrichen eingeengt und ſie wagten nicht tiefer zu athmen, als es die Note vorſchrieb, und die Malibran nicht beſſer als die Andern. Sie dauerte mich und ich hätte ihr zurufen mögen: aber, liebes Kind, wovor fürchten Sie ſich denn? Mozart iſt am Ende doch auch nur ein Menſch wie Roſſini, welche Zerline! Ich erinnere mich, wie ich als Junge die Flöte ſpielen lernte, bei Herrn *** (der Lehrer war ganz des Schülers würdig,) und wir im Duette Zerlinens ſüßes Wundlied bliesen. Sie können ſich denken, daß wir das ſüße Wundlied wie ein Pflaſterlied herabgeſtrichen. Aber doch klingt es mir heute noch ſchöner aus jenen entfernten Jahren zurück, als es mir aus der Bruſt der Malibran tönte. Es war kein Glaube und keine Liebe darin. Gekleidet war

ſie geſchmacklos bis zum Unſinn. Es war gewiß unter den Zuſchauern keine Putzmacherin und kein Friſeur, ſonſt hätte ich von einer Ohnmacht hören müſſen. In den Haren ſtaken ihr zehen bis zwölf lange und ſteife meſſingne Stangen, die in große dicke meſſingne Kugeln endigten, welche nicht einmal blank geſcheuert waren. Sie ſah aus wie eine Gartenmauer, gegen das Ueberſteigen von Spitzbuben gehörig bewahrt. Zerline fürchtet ſich vor Spitzbuben! — Don Juan war ein alter häßlicher Sünder, der keine Katze hätte verführen können. Elvire eine betrübte Kokette. Der Geiſt ſah aus wie ein weißer Schornſteinfeger. Donna Anna (Madame Lalande) war gut; ſie hat gewiß den Don Juan in deutſcher Schule gelernt. Am Leporello fand ich zu loben, daß er nicht ſo den Hanswurſt macht wie bei uns. Chöre und Orcheſter, ſonſt ſo vortrefflich, waren von der allgemeinen Kälte und Aengſtlich-

keit nicht frei. Der himmliſche Lärm im erſten Finale, die hölliſche Freude im zweiten — das ging alles verloren; es war ſtill zum Einſchlafen. Wenn ich mir dieſe Leere und Stille nur erklären könnte! Chor und Orcheſter voller beſetzt als bei uns; es ſind die nehmlichen Noten, es iſt daſſelbe Tempo, gleiches Forte — und doch war es ſtill! und — ſtellen Sie ſich vor — Don Juan beim Abendeſſen hat rothen Wein aus einem breiten Glaſe getrunken! Langſamen rothen Wein, wenn man den Teufel erwartet! Jeder dumme arme Sünder, ehe er zum Galgen geführt wird, trinkt wenigſtens Rum. Ein Bekannter, der während der Vorſtellung hinter der Scene war, erzählte mir, die Malibran hätte nach ihrem Abtreten geweint, weil ſie nicht genug applaudirt worden; und ſie weine immer, wenn ſie kälter als gewöhnlich aufgenommen wird. Das iſt gewiß

eine ſchöne Empfindlichkeit an einer ſo großen Künſtlerin.

Verdrießlich war ich ohnedies während der zweiten Hälfte des Don Juan, und die heilige Cäcilie ſelbſt mit ihrer Baßgeige hätte mich nicht aufheitern können. Nach dem erſten Akte ging ich ins Foyer. Da fand ich eine Menge Menſchen in einem dicken Knäul zuſammengewickelt, und ein kurzes Männchen in der Mitte, rund wie ein Kern, erzählte von den polniſchen Angelegenheiten in der Abendzeitung. Und der Knäul war ſo dick, daß ich nicht durchdringen konnte, und ich hörte nichts, und mußte mit der Pein der Ungewißheit wieder herunter gehen. Mein Nachbar im Orcheſter, ſtill früher, fragte mich auf Deutſch: nicht wahr Sie ſind ein Deutſcher? — Ja. — Aus Frankfurt? — Ja, woher wiſſen Sie das? — Ich dachte es mir. — Kennen Sie Herrn Worms

de Romilly? — Nur dem Namen nach. — Er iſt eben vorbeigegangen, wenn er zurückkommt, will ich ihn Ihnen zeigen. — Bald kam er, und er zeigte mir ihn. Aber ich dachte bey mir: was geht mich der Worms de Romilly an? Darauf fragte ich den Herrn, ob er nicht wiſſe, was im Meſſager ſtände, es verlaute, die Polen hätten geſiegt? Er machte ein mürriſches Geſicht und antwortete: Geſchwätz, es iſt kein wahres Wort daran. Ach! dachte ich, jetzt kenne ich den Herrn und ich begreife, warum ihn der reiche Bankier Worms de Romilly intereſſirt. Dann fragte er mich: wie ſtehen die Courſe in Frankfurt? Ich antwortete aus dem Stegreiſe — ich weiß nicht mehr ob 70 oder 72 oder 74 oder 78. Da ſah er mich an, zugleich wie ein Narr und wie einen Narren, und ſagte, das iſt nicht möglich, das müſſen die vierprozentigen ſeyn, und er zog die Berliner Zeitung aus der Taſche um

nachzusehen. Ja freilich, erwiederte ich, es sind die vierprozentigen, und ich murmelte: „hole der Teufel die vierprozentigen und die fünfprozentigen und das ganze nichtsprozentige Papiervolk!“ Bis halb zwölf Uhr mußte ich da sitzen, bis ich mir im Messager Beruhigung holte. Ich hätte fortgehen können, aber ich war ein Narr und geizig und berechnete, daß mich jeder Akt des Don Juan sechs Franken kostete. Der deutsche Kaufmann neben mir, so prozentig er auch war, liebte doch leidenschaftlich den Don Juan, und verehrte ihn wie Bibel. Nach jeder Scene zankte er sich mit einigen Geigen im Orchester herum, und behauptete, es wäre etwas ausgelassen worden. Das machte ihn etwas steigen bei mir — um ein Drittelchen.

Dienſtag, den 8. März.

Das deutſche Blatt, das in Straßburg erſcheint, hat unſere ſchuldbewußten Staatsmänner aus ihrem Schlafe geweckt und ſie in tödtlichen Schrecken geſetzt, als wäre ein Geſpenſt vor ihr Bett getreten und hätte ſie mit kalter feuchter Hand berührt. Das Blatt erſcheint als Beilage des Courier du Bas-Rhin, unter dem Titel: das konſtitutionelle Deutſchland. Es enthielt unter andern genaue und getreue Berichte über die Staatsverwaltung im Würtembergiſchen, beſonders über den himmelſchreienden Wucher, den die Regierung mit dem Salze treibt. Gleich wurde ein Herr von Schlitz von Stuttgard nach Straßburg geſchickt, um den Redakteur des Courier du Bas-Rhin zu beſtechen, daß er

nichts mehr gegen Würtemberg aufnehme. Dieſer aber wies den Antrag ab, erbot ſich jedoch gegründete Widerlegung aufzunehmen. Doch wie leugnen, was jedes Salzfaß im Lande bezeugt? das Geld zu Beſtechungen nimmt man aus dem Beutel des armen Volks: aber gute Gründe gibt und verweigert nur das Recht, das kein würtembergiſcher Unterthan iſt. Darauf wandte man ſich an den franzöſiſchen Geſandten in Stuttgard und bat um Hülfe. Dieſer aber zuckte ſeine diplomatiſchen Achſeln und ſagte, es wäre leider Preßfreiheit in Frankreich, und nichts dagegen zu thun. So hat Herr von Schlitz ſeinen Witz verloren, die würtemberger Bauern bezahlen die ſtraßburger Reiſe und bekommen das Salz nicht wohlfeiler als bisher. Es iſt himmliſch, wie man dieſe Sünder quälen kann durch ein einziges freimüthiges Wort.

Haben Sie geleſen, mit welcher ſchönen Rede der König von Bayern ſeine lieben und

getreuen Stände begrüßt? Er hat mit ihnen gesprochen wie ein Schulmeister mit seinen Jungen. Er sagte, es gäbe nichts, das himmlischer wäre, als König von Bayern zu seyn. Ach, mein Gott, ich glaube es ihm. Wenn ich das Unglück hätte ein Fürst zu seyn, so würde es mich etwas trösten, wenigstens ein deutscher Fürst zu seyn: denn dieser erfährt erst in jener Welt, wie schwer es ist gut zu regieren, und wie viele Dummheiten er gemacht während seines Lebens. Der König hat ein Gesetz über die Preßfreiheit angekündigt, über — das heißt gegen. Nun möchte ich doch wahrhaftig wissen, was dieser Bettlerin noch zu nehmen wäre! Und was macht die bayerische Regierung so keck? Woher kommts, daß sie, und sie mehr als jede andere deutsche Regierung, der öffentlichen Meinung trotzt, sie neckt, herausfordert und quält ohne allen Gewinn für sie? Es kommt daher, weil sie mit Frank-

reich einverſtanden iſt, weil ſie auf dieſen Schutz rechnet, wenn ihre Unterthanen ſich empören ſollten, weil ſie ihre Unabhängigkeit nach außen, um den Preis der Schrankenloſigkeit nach innen verkauft hat. So war es unter Napoleon auch. Dieſer verſtand die deutſchen Regierungen ſehr gut. Er wußte, daß der Deutſche gern ein Knecht iſt, wenn er nur zugleich auch einen Knecht hat. Er machte die deutſchen Fürſten unbeſchränkt ihren Unterthanen gegenüber und dafür wurden ſie ſeine Unterthanen. Das iſt die ſchöne Zukunft des deutſchen Volks! Nur ſeine Fürſten haben in einem Kampf mit Frankreich zu gewinnen oder zu verlieren; es ſelbſt wird Schmach und Sklaverei finden, beſiegt oder ſiegend — gleichviel. Doch davon genug für heute. Alle meine Sacktücher ſind bei der Wäſcherin, und es wäre viel dabei zu weinen.

Warum wundert Sie, daß Sie von Medor nicht früher gehört? habe ich doch ſelbſt erſt nach einem Aufenthalt von fünf Monaten von ihm erfahren. In Paris iſt ein Hund nicht mehr als in Deutſchland ein Unterthan, an den man erſt denkt, wenn er Abgaben zu zahlen hat. Von Medor fing man erſt an zu ſprechen, als Maler, Lithographen, Biographen, Dichter, Bänkelſänger und Hundewächter die Erfahrung gemacht, daß mit dem Thiere etwas zu verdienen ſei. Kürzlich hörte ich erzählen, Medor ſei gar nicht der ächte liberale Hund, ſondern ein falſcher; den Rechten habe ein Engländer gekauft und fortgeführt. Es iſt aber gelogen. Ich habe es aus Medors eignem Munde, daß er im Juli tapfer gefochten. Zweifeln Sie vielleicht, daß ich das Hundegebell verſtände? Ich meine, das lernt man bei uns ſo leicht, wie jede andere Sprache.

Mittwoch den 9. März.

Mittwoch iſt da. Es ſollte nicht ſeyn, es iſt zu Ende mit den Polen! Wir wollen darum nicht verzweifeln, die Freiheit verliert nichts dabei. Die Erben haben ſich vermindert, deſto größer wird die Erbſchaft. Schmerzlich iſt es, daß Polen ſich als Saatkorn in die Erde legen mußte; aber der Saame wird herrlich aufgehen. So laut ſchreit das vergoſſene Blut, daß es der taube Himmel ſelbſt hört, und Gott ſchicken wird, wenn auch zu ſpät zur Hülfe, doch nicht zu ſpät zur Rache. Nichts Schlimmes ahndend ging ich geſtern Nachmittag, das Modell von Petersburg zu ſehen, das hier gezeigt wird. Ich bewunderte die herrliche Straße, die prächtigen Paläſte dieſer ſchönſten Stadt der Welt. Ich ſtellte

mich vor den Pallaſt des Kaiſers und dachte: da ſitzt er, und wartet ungeduldig auf das letzte Röcheln eines geſchlachteten Volks. Von dort hatte ich nur einige Schritte zur Börſe. Ich trat hinein und erfuhr das Entſetzliche. Bei allem meinem Gram erquickte mich die Schadenfreude, die ich über die Kaufleute empfand. Das franzöſiſche Papiervolk iſt ſo jammervoll und jämmerlich als das deutſche. Dieſe Blut- und Schweißkrämer waren nach den polniſchen Nachrichten wie zwiſchen Hund und Wolf. Sie wußten nicht, wo hinaus. Eine unterdrückte Empörung, eine beſiegte Freiheit machte ihnen Freude; aber dann bedachten ſie wieder, daß der Sieg der Ruſſen einen Krieg mit Frankreich und den Renten wahrſcheinlich mache, und da gingen ſie umher, mit einer rothen und mit einer bleichen Wange. Es war zu ſchön.

Ein und vierzigſter Brief.

Paris, Freitag den 11. März 1831.

Noch immer weiß man nichts Entſcheidendes von Polen; die neueſten Nachrichten haben den Schrecken der früheren ſehr gemildert. Aber ich kann mich nicht darüber freuen. Mögen die Polen ſich noch einige Tage hinhalten zwiſchen Leben und Tod, ſterben müſſen ſie doch. Die Trauer in Paris iſt nicht zu beſchreiben, ſo tiefe Empfindung hätte ich dem Volke nicht zugetraut. Geſtern ſind funfzehn-

hundert junge Leute mit Trauerfahnen durch die Stadt gezogen. Dem ruſſiſchen Geſandten wurden die Fenſter eingeworfen. Was kann das aber nützen? Es ſchadet eher. Die Feigheit der Machthaber wird ſich jetzt in angſtzitternden Entſchuldigungen erſt recht kund geben. Kein Kind fürchtet ſo den Schornſteinfeger als Philipp den Nikolaus fürchtet. Die Regierung wird alle Tage erbärmlicher; es macht einen ganz irre. Man weiß nicht mehr, wächſt die Zeit oder wird die Regierung kleiner; das Misverhältniß zwiſchen beiden ſteigt mit jeder Stunde. Jetzt, da der Krieg immer wahrſcheinlicher wird, immer näher kommt; jetzt, da die Begeiſterung des Volkes allein Frankreich retten kann, fürchtet man dieſes Feuer wie ein verzweifelter Hausvater, und gießt halb todt von Schrecken alles Waſſer hinein, was nur zu haben iſt. In ihrer Angſt ſpucken ſie in den Brand. Man will ein friedliches, ein

unglaubliches Miniſterium bilden. Wenn der Jude Rothſchild König wäre, und ſein Miniſterium aus Wechſelmäklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger regiert werden. Ich gebe dem Orleans keine zehen Sous für ſeine Krone. Pfui! was iſt das für ein Treiben! Man will ſich bis zum erſten Flintenſchuſſe den Schein geben, als hätte man ernſtlich den Frieden gewollt, wäre aber zum Kriege herausgefordert worden, und ſo verklauſelirt man ſich auf die lächerlichſte Weiſe vor Notar und Zeugen, damit man, wenn der blutige Prozeß beginnt, die geſtempelten Beweisſtücke vorzeigen, und ſein Recht bei allen Inſtanzen verfolgen könne. Als würde der Civilrichter das Schickſal der Menſchheit entſcheiden! Und das thut der König des mächtigſten Volks der Welt, das Geſetze geben und nicht empfangen ſollte! Frankfurt iſt jetzt Paris um funfzig Stunden näher. Und die deutſche Bundes-Verſammlung hält

ihre Dummheiten wenigstens geheim. Ich wußte immer, daß wie hier so in allen Ländern Herz nur bei dem Volke zu finden; aber jetzt erfahre ich, daß auch der Verstand nur bei dem Volke zu suchen, und daß Regierungen, wie ohne Herz auch ohne Verstand sind. Manchmal dachte ich: es ist nur die Maske der Dummheit, es muß dahinter etwas stecken; aber jetzt sehe ich ein, daß die Dummheit ernstlich gemeint ist, und daß nichts dahinter steckt, als eine noch größere Dummheit. —

Mit Worten kann ich Ihnen den Eindruck nicht schildern, den Paganini in seinem ersten Conzerte gemacht; ich könnte ihn nur auf seiner eignen Geige nachspielen, wenn sie mein wäre. Es war eine göttliche, es war eine diabolische Begeisterung. Ich habe so etwas in meinem Leben nicht gesehen noch gehört. Dieses Volk ist verrückt und man wird

es unter ihm. Sie horchten auf, daß ihnen der Athem verging, und das nothwendige Klopfen des Herzens störte sie und machte sie böse. Als er auf die Bühne trat, noch ehe er spielte, wurde er zum Willkommen mit einem donnernden Jubel empfangen. Und da hätten Sie diesen Todfeind aller Tanzkunst sehen sollen, in der Verlegenheit seines Körpers. Er schwankte umher wie ein Betrunkener. Er gab seinen eignen Beinen Fußtritte und stieß sie vor sich her. Die Arme schleuderte er bald himmelwärts bald zur Erde hinab; dann streckte er sie nach den Coulissen zu, und flehte Himmel, Erde und Menschen um Hülfe an in seiner großen Noth. Dann blieb er wieder stehen mit ausgebreiteten Armen und kreuzigte sich selbst. Er sperrte den Mund weit auf, und schien zu fragen; gilt das mir? Er war der prächtigste Tölpel, den die Natur erfinden kann, er war zum Malen. Himmlisch hat er gespielt. In

Frankfurt hatte er mir bei weitem nicht so gut gefallen; das machte die Umgebung. Ich hörte mit tausend Ohren; ich empfand mit allen Nerven des ganzen Hauses. In seinen Variationen am Schlusse machte Paganini Sachen, wobei er lachen mußte. Nun möchte ich wissen, ob er über das närrische Publikum gelacht, oder ob er sich selbst Beifall zugelacht, oder ob er sich ausgelacht. Das Letztere ist wohl möglich, denn es schienen mir große Kindereien zu seyn. Die Pariser Zeitungsschreiber sind noch gar nicht zur Besinnung gekommen; diese Wort-Millionäre wissen zum Erstenmale nicht, was sie sagen sollen. Nur einige Seufzer und große Redensarten haben sie einstweilen in die Welt geschickt, und versprechen umständliche Kritik auf spätere Tage. Das Erhabenste, was über Paganini gesagt worden, ist: man habe zwei Stunden lang die Polen vergessen. Er habe la figure la plus

méphistopholique du monde, ſo daß eine Dame, als ſie ihn erblickte, einen fürchterlichen Schrei ausſtieß. Der große Violinſpieler Baillot wurde von Madame Malibran gefragt, was er von Paganini denke. Er antwortete: Ah! Madame, c'est miraculeux, inconcevable, ne m'en parlez pas, car il y a de quoi rendre fou. Glückliches Volk, die Pariſer! Alles fällt auf ſie herab, alles ſtrömt ihnen zu. Glück, Jammer, Reichthum, Armuth, Italien, Thränen, Paganini, Polen — und ſie mengen und miſchen das unter einander, und zuletzt wirds immer ein Punſch.

Geſtern Mittag wohnte ich einem Conzerte bei, das in der königlichen Singſchule von Knaben und Mädchen von 6 bis 16 Jahren aufgeführt worden. Man gab ein Oratorium von Hendel, Samſon, Text von Milton, und die Schlacht von Marignan,

ein Kriegsgesang. Diese Schlacht hat Franz I. im Jahre 1515 über die Schweizer gewonnen, und in dem nehmlichen Jahre hat Clement Jennequin die Cantate componirt. Man hörte also eine dreihundertjährige Musik. Höchst originell! Aber ich Musik-Ignorant kann Ihnen das nicht vorstellig machen. So viel merkte ich wohl, daß diese Musik drei Jahrhunderte von Rossini entfernt ist, aber lange nicht so weit von Weber. Der Freischütz mag wohl viel altdeutsches haben. Diese Singschule hieß vor der Revolution im Juli: Institution royale de musique réligieuse; aber seitdem hat man sie, ob zwar ihre Bestimmung für die Bildung zur Kirchenmusik die nehmliche geblieben, Institution royale de musique classique genannt. Wie gefallen Ihnen meine Franzosen?

Gestern Abend war ich auf dem Maskenball der großen Oper. Es war da sehr

voll und ſehr langweilig, wenigſtens für mich und die Gensd'armen, die wir die einzigen tugendhaften Perſonen im ganzen Hauſe waren. In allen Theatern waren Maskenbälle, und alle ſehr beſucht — zur Todesfeier für die Polen! — Vor einigen Tagen wurde bei den Italienern eine neue Oper, Fauſto, aufgeführt, nach Goethe's Fauſt bearbeitet. Der Componiſt iſt eine Componiſtin, Demoiſelle Bertin, ein junges Frauenzimmer, Tochter des Redakteurs des Journal des Debats. Die königliche Familie kam zur erſten Vorſtellung; denn das Journal des Debats iſt ein miniſterielles Blatt. Die Muſik iſt einigemale nicht langweilig, und wer noch nicht ganz todt iſt, erholt ſich da wieder. Die ſchönſten Gedanken kommen der Componiſtin erſt am Schluſſe der Oper, wahrſcheinlich wegen der weiblichen Poſtſcripten-Natur. Die letzte Scene, Gretchen im Kerker, macht guten Eindruck. Aber es

wollte mir nicht aus dem Kopfe, daß ein Frauenzimmer dieſe Muſik gemacht, und wenn im Orcheſter Hörner und Pauken mächtig erſchallten, mußte ich jedesmal lachen. Den Text hat ſie ſich auch ſelbſt zugerichtet. Man muß das freilich nicht ſo genau nehmen; aber komiſch iſt es doch, wenn Gretchen noch um 9 Uhr unſchuldige Jungfrau war, und ſchon um 11 Uhr als Kindesmörderin im Gefängniß ſitzt; das iſt zum Leſen, aber nicht zum Darſtellen.

Ich habe mir vorgenommen, in den wenigen Wochen, die ich noch hier bleibe, alle Theater zu beſuchen, von welchen ich mehrere noch gar nicht kenne, und alle Stücke zu ſehen, die dieſen Winter neu verfertigt worden. Aber ich werde hingehen, ſchlenkernd und verdrießlich, wie ein Bübchen in die Schule geht. Es iſt ſo weit und ich ſehe lieber zu auf der

Gasse spielen, wo keiner seine Rolle verdirbt, und man immer bequem Platz findet. Doch es ist lehrreich und ich darf es nicht versäumen. Da wird einem alles vor die Augen und Ohren vorbeigeführt, was den Franzosen seit einem Jahre durch Kopf und Herz gegangen — Großes und Gemeines, Edles und Schlechtes, Hoffnungen und Täuschungen, Wünsche und Verwünschungen, Spott, Tadel, Dummheiten, alles, und die ganze Geschichte seit vierzig Jahren. Jeder Held, jedes Schlachtopfer der Revolution wurde auf die Bühne gebracht. Napoleon mit seiner Schaar; Robespierre, die Kaiserin Josephine, Eugen Beauharnois, die Brüder Foucher, der Herzog von Reichstadt, die unglückliche Lavalette, Marschall Brüne, Joachim Murat, seit kurzem die Dübarry. Ueber alle diese und noch viele mehr gibt es Theaterstücke. Ich entsetze mich, wenn ich bedenke, was ich mich in Paris noch zu amüsiren habe! —

Ich erhalte ſo eben Ihren Brief, und gleichzeitig bringt mir ein Freund die neueſte preußiſche Staatszeitung. Gönnen wir den Papier-Spitzbuben ihre letzte Betrunkenheit, der Henker wird ſie bald holen. Aber wegen der Polen wollen wir uns keinen täuſchenden Hoffnungen überlaſſen. Ich danke dem St. für ſeine Nachrichten; aber daß ſich die Ruſſen zurückziehen, beweiſ't keineswegs etwas zu ihrem Nachtheile. Sie wollen die polniſche Armee, nehmlich den armen Reſt derſelben von Warſchau abziehen, und Warſchau wird den Barbaren doch nicht entgehen. Es müßte ein Wunder geſchehen, die Polen zu retten. Aber was liegt dem Himmel an einem Wunder mehr? Iſt die Tapferkeit der Polen nicht ſelbſt ein Wunder? Der Krieg iſt jetzt hier ſo gut als entſchieden. Italien gab den Ausſchlag, der heutige Moniteur enthält die Ordonnanz, daß 80,000 Mann ſich marſchfertig halten ſollen. Wenn Sie

heute oder morgen hören, daß hier ein noch schläfrigeres Ministerium als das bisherige gebildet worden, soll Sie das nicht irre machen, es gibt doch Krieg. Man will nur etwas Wasser in den Wein gießen, daß er den Franzosen nicht zu sehr in den Kopf steige.

Samstag den 12. März.

Man fängt, wie ich merke, schon wieder an, das deutsche Volk einzuheizen, damit es seine Fürsten warm haben, wenn das französische Schneegestöber über sie kommt. Die alte Komödie von 1814 und 15 neu einstudirt. Sie schleppen mächtige Klötze herbei, und häufen, Nationalgefühle, Bundestreue, festen Zusammenhang, Ehre, Widmung, Tugend, Vaterlandsliebe, Mont-Martre-Erinnerungen, als Reiserbündel haushoch über einander. Der breite eiserne deutsche Ofen wird herhalten und sich geduldig vollstopfen lassen, wie das vorige Mal, und glühen und roth werden vor Zorn gegen die Franzosen. Görres der „alte und ächte Freund und Hohepriester der Frei-

heit" wie er ſich ſelbſt nennt, ſchreibt in der allgemeinen Zeitung vaterländiſche Briefe, von welchen mir erſt der Anfang unter die Augen gekommen. Das Zeug da oben, das ich unterſtrichen, iſt ſchon darin. Ich zweifle nicht, daß die Narren ſich zum Zweitenmale werden zum Beſten halten laſſen. Aber wenn es geſchiehet, dann wird kein Engel im Himmel ſo weich, nachſichtig oder mitleidig ſeyn, über die betrogenen Thoren zu weinen. Lachen wird der ganze Himmel, und Gott ſelbſt wird lachen und wird in der beſten Laune franzöſiſch zu ſprechen anfangen und ſagen: quelle grosse bête que ce peuple allemand! und wird in die Oper gehen und ſich gar nicht darum bekümmern, wenn die undankbaren Fürſten ihre Erretter zum Zweitenmal nach Amerika verbannen, oder in Köpenik und Magdeburg einſperren. Aber beim Himmel! Wenn es zum Kriege kömmt, und Görres, Arndt und die

übrigen deutſchen Kapuziner fangen ihre alte Litaneien zu plärren an, dann will ich doch ein Wort mitſprechen, und wir wollen ſehen, welcher Stahl beſſere Funken gibt. Jetzt gilts! Wird Deutſchland diesmal nicht frei, gehet ihm wieder ein ganzes Jahrhundert verloren.

Wenn Sie leſen: Odillon-Barrot, Mauguin, Lamarque ſind Miniſter geworden — das ſind die Männer, welche der Revolution vom Juli treu geblieben und ſie begleiten wollen bis zum Ziele — dann packen Sie gleich ein und reiſen nach Paris, ehe die Grenzen geſperrt werden; denn alsdann iſt der Krieg gewiß und nahe. Aber wahrſcheinlich werden Sie nichts davon leſen, ſondern Caſimir Perrier und andere Zitterer werden an das Steuer kommen, bis der Sturm losbricht.

Adieu! und die Handelskammer ſoll Aſche auf ihr Haupt ſtreuen, und ſoll faſten (jetzt

kann sie es noch freiwillig) und soll sich neun und dreißig Riemenhiebe geben lassen; denn Jerusalem wird untergehen. O wai geschrien!

Zwei und vierzigſter Brief.

Paris, Dienſtag den 15. März 1831.

— Nun, Laſitte iſt jetzt auch aus der Regierung getrieben, der erſte und letzte Mann der Revolution. Und die Narren hier reden ſich jetzt ein, Caſimir Perrier würde ihnen Roſen und Veilchen pflanzen, und ſie würden ein Schäferleben führen, und den ganzen Tag oben auf dem reinen Hügel der Renten ſtehen, und ſingen und hinabſchauen in das grüne Thal, wo das graſende Lämmervolk ſpringt.

Teufel! In Deutschland war ich schon längst der einzige geſcheidte Menſch; das war mir läſtig und ich ging darum nach Frankreich. Und mit Aerger ſehe ich jetzt ein, daß ich hier auch der einzige geſcheidte Menſch bin. Wo flüchte ich mich hin? Wo finde ich Verſtand? Und wiſſen Sie, warum ich allein klug bin unter ſo vielen Narren? Weil ich an Gott glaube, und an die Natur, und an die Anatomie, und an die Phyſiologie; und die Andern verlaſſen ſich auf Menſchen, und auf ihre Künſte, und auf die Polizei. Ich weiß freilich nicht, wie die, welche einen politiſchen Barometer in ihrem Kabinette haben, ob morgen gutes oder ſchlechtes Wetter ſeyn wird; aber ich weiß: im Winter iſt es kalt und im Sommer iſt es warm. Meine Briefe werden für oder gegen mich zeugen. Nicht.....

Nach dem Nicht bekam ich Beſuch, der eine halbe Stunde dauerte, und jetzt habe ich

vergeſſen, was ich ſagen wollte. Aber kurz, ich bin Paris überdrüſſig. Soll ich in Dummheit leben, ſo ſei es wenigſtens in meiner Vaterländiſchen. Da iſt doch Genie darin; hier aber pfuſchen ſie nur, und bringen mit dem ſchlechteſten Willen doch nichts Schlechtes zu Stande.

— Herr *** hat mir erzählt, unter den Frankfurter Juden wäre eine Inſurrektion gegen ihren Verſtand ausgebrochen. Sie wollen Rechenſchaft über die Finanzverwaltung haben, und ſo lange dieſe nicht abgelegt würde, keine Gemeinde-Steuern bezahlen. Das iſt ja ſehr luſtig! Wer ſind denn die jüdiſchen 221, und wer iſt der jüdiſche Polignac? Ich meine, das müßte den Krieg entſcheiden. Europa wird doch endlich einſehen, daß keine Ruhe iſt, ſo lange Frankreich beſteht. Wenn ſogar die Juden wanken, der Throne feſte

Säulen, worauf kann man noch bauen? Die vermaledeyte Preßfreiheit iſt ſchuld an allem.

— Ein Bankier ſagte mir neulich, Laffite habe dreißig Millionen gehabt, und jetzt ſey er zu Grunde gerichtet. Wenn ſich der Friede erhält und die Staats-Effekten wieder zu Werthe kommen, wird ihm höchſtens eine Million übrig bleiben; wenn nicht, nicht ſo viel, daß er ſeine Gläubiger befriedigen kann. Laffitte iſt ehrenvoll gefallen, er hat ſein Vermögen dem Staate aufgeopfert. Er hat es immer geſagt, er ſetze allen ſeinen Reichthum daran, die Bourbons zu ſtürzen, und er hat es gethan. Durch eine großmüthige Neigung ohnedies getrieben, leiſtete Laffitte aus Politik jedem Hülfe, der ihn um Beiſtand anſprach. Er wollte ſich dadurch Anhänger erwerben, um ſie zu Feinden der Bourbons zu machen. Wer in Frankreich irgend ein Gewerbe, einen Han-

bel, eine Fabrik unternehmen wollte, benutzte Lafitte's Capitalien. Durch die Revolution wurden alle jene Schuldner unfähig zu bezahlen, und so iſt Lafitte zu Grunde gegangen. Rothſchild aber wird beſtehen bis an den jüngſten Tag — der Könige. Welch ein Ultimo! Wie wird das krachen.

— Ich habe meine theatraliſche Laufbahn angetreten, nehmlich mein Laufen in die Theater. Die Beine ſind mir noch ſteif davon. Erſt wird man müde vom Gehen, dann wird man müde vom Stehen, dann wird man müde vom Sitzen. Aber einſchlafen thut man doch nicht. Es iſt eben die liebe Natur, die man nimmt, wie ſie ſich gibt; von der Kunſt aber verlangt man mit Recht, ſie ſolle ſchön und gefällig ſeyn. Ein lebendiger Eſel iſt mir lieber als ein todter Löwe, eine gebratene Kartoffel lieber als eine unreife Ananas, ein

munterer Augenichts lieber als ein ſchläfriger Hofrath — und was ich Ihnen ſonſt noch ſagen könnte, um zu entſchuldigen, daß mir das Pariſer Theater beſſer gefällt als das Berliner, worüber ſich Herr von Raumer, wie ich hoffe, ärgern wird, wenn er es erfährt. Aber gottloſes Zeug; gräulich gottlos!. Und wenn man ins Theater kommt mit Jehova, Chriſtus und Mahomet, und mit dem ganzen Olymp, und mit allen Heiligen im Herzen, gehet man hinaus, iſt keiner mehr da, Alle weggelacht, und ich glaube die Gottheiten und Götter, ſie lachen im Stillen ſelbſt mit. Sie wiſſen, wie ich über Religion geſinnt bin. Ich denke: wer ſo unglücklich iſt an keinen Gott zu glauben, iſt nicht ganz unglücklich, ſo lange er noch an den Teufel glaubt, und wer an keinen Teufel glaubt, wäre noch unglücklicher, wenn er an keine Pfaffen glaubte. Nur glauben! Was iſt ſelbſt der glücklichſte Menſch ohne Glauben? Eine

ſchöne Blume in einem Glaſe Waſſer, ohne Wurzel und ohne Dauer. Aber was geht mich der Unglaube der Andern an? Ich lache und denke: ich habe meinen Gott, ſehet zu, wie ihr ohne ihn fertig werdet, das iſt euere Sache. Ich habe nie begreifen können, wie gläubige Menſchen ſo unduldſam ſeyn mögen gegen ungläubige. Es iſt auch nur Adel- und Prieſterſtolz. Die Frommen ſehen den Himmel für einen Hof an, und blicken mit Verachtung auf alle diejenigen herab, die nicht hoffähig ſind wie ſie. Darum erquickt es mich, wenn in den neuen franzöſiſchen Volks-Souverainen und Zenſurfreien Theaterſtücken, die Geiſtlichkeit, dieſe ſchwarze Gensdarmerie und geheime Polizei der Fürſten, ſo geneckt und gehudelt wird. Es iſt eine Schadenfreude, daß man jauchzen möchte. Und was thut man ihnen denn? Sie werden nicht gemartert, nicht verbannt, nicht eingekerkert, nicht verflucht,

durch keinen Höllenſpuk geängſtigt; man nimmt ihnen keine Zehenten ab, man macht ſie nicht dumm; man lacht ſie nur aus. Wahrlich die Rache für tauſend Jahre erlittener Qual iſt mild genug! Es iſt aber auch eine Lebensfreudigkeit, eine friſch quellende Natur in den Pariſer Schauſpielern, ſo oft ſie Geiſtliche vorſtellen, daß man deutlich wahrnimmt, wie ihnen alles aus der Bruſt kommt, und wie ſie gar nicht ſpielen, ſondern wie das Herz mit ihnen ſelbſt ſpielt. Die Tartüff-Natur können ſie auswendig wie das Ein-mal-Eins. Die Pfaffenheuchelei in ihren feinſten Zügen, zeichnen ſie mit geſchloſſenen Augen. Und doch muß ich zu ihrem Ruhme ſagen, daß ſie keine Bosheit in die Rolle bringen. Sie betragen ſich als großmüthige Sieger, entwaffnen den Feind, thun ihm aber nichts weiter zu Leide.

— Im Theatre de l'Ambigüe habe ich drei Stücke geſehen, die mich auf dieſe Gedanken gebracht. Das erſte heißt la papesse Jeanne. Der Titel allein macht ſchon ſatt. Jahrhunderte lang glaubte die Welt, es wäre einmal eine Frau Papſt geweſen, und das Geheimniß ſei erſt entdeckt worden, als der heilige Vater in die Wochen gekommen. Das iſt die berühmte Päpſtin Johanna. Neue Hiſtoriker haben die alte Geſchichte für ein Mährchen erklärt. Aber was ändert das? Die Hauptſache bleibt immer wahr. Man hatte eine ſolche Vorſtellung von der Verdorbenheit der päpſtlichen Kirche, daß man das Mögliche für wirklich hielt. Dieſe Päpſtin tritt im Vaudeville auf. Anfänglich iſt ſie erſt Cardinal. Eine lange prächtige Frauensperſon in Weiberkleidern, iſt allein mit ihrem Kammermädchen, und lachen die Beide und machen ſich luſtig über die Cardinalität unter der Haube

und unter der rothen Mütze, daß die Wände zittern. Die Cardinalin Jeanne erzählt ihre frühere Geschichte. Sie war mit einem Kreuzfahrer als dessen Ehefrau in den heiligen Krieg gezogen. Dort verlor sie im Gedränge ihren Mann, und wurde als leichte Waare von einem Pascha, von einem Kreuzritter dem andern zugeworfen. Sie kam als Mann verkleidet nach Rom, trat in den geistlichen Orden, und als sie es durch pfäffische Geschmeidigkeit so weit gebracht, daß sie nichts mehr roth machen konnte, als der Purpur, bekam sie ihn. Die Cardinälin geht ins Seitenzimmer, sich als Mann umzukleiden. Unterdessen tritt ein alter Cardinal herein, tändelt mit dem Kammermädchen und macht ihm Liebeserklärungen. Jeanne erscheint im rothen Ornate. Wechselseitige Heuchelei und christliche Bruderliebe der beiden Cardinäle. Der männliche Cardinal geht fort, und dem weiblichen

wird ein Kreuzfahrer gemeldet, der aus dem gelobten Lande kömmt. Ein gemeiner Reiter tritt herein, ein geharnischter Lümmel, sieht dem Cardinal ins Gesicht, und schreit: meine Frau! Meine Frau Cardinal! Der Kerl möchte sich todt lachen. Die erschrockene Johanna bittet um Gottes willen, sie nicht zu verrathen. Er gelobt Verschwiegenheit für vieles Geld und vielen Wein. Er bekömmt beides, und betrinkt sich. In diesem Zustande vergißt er sein Wort, und ruft in einem fort: meine Frau Cardinal! und lacht unbändig. In dieser Lage der Dinge kommen sämmtliche Cardinäle herein, um Johanna in das Conclave abzuholen, wo ein neuer Papst gewählt werden soll. Sie hören die wunderlichen Reden des Soldaten, werden argwöhnisch, und dringen in ihn, zu erklären, wer von ihnen eine Frau und seine Ehehälfte wäre. Der Soldat bekömmt einen verstohlenen Wink

von Johanna, den er verſteht. Er ſtürzt mit ausgebreiteten Armen auf den älteſten und garſtigſten Cardinal los, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und ſchreit: „Du biſt meine Frau! Kennſt Du mich nicht mehr, liebe Sophie?“ Die andern Cardinäle ſtellen ſich als glaubten ſie das, denn gerade derjenige von ihnen, den ſich der Reiter zur Frau gewählt, hat die meiſte Ausſicht, Papſt zu werden, und ſie möchten ihn beſeitigen. Sie ſperren den Verräther ein, und eilen in das Conclave, wo Johanna zum Papſt gewählt wird. Der heilige Vater und die Cardinäle ſingen die ſchönſten und erbaulichſten Lieder, der Kreuz-Soldat wird zum Hauptmann der päpſtlichen Leibwache ernannt, und die Geſchichte iſt aus. Nutzanwendung: Wer den Schaden hat, braucht nicht für den Spott zu ſorgen.

Das zweite Stück war Joachim Murat, König von Neapel, eine Biographie mit

Muſik und Dekorationen. Die dramatiſche Kunſt, wenn hier je nach ſo etwas gefragt werden darf, hatte dabei nicht die geringſte Arbeit; man brauchte blos die Erinnerung auszuſtopfen, und Mürat ſtand da, wie er lebte. Er war ein ſchöner Mann, hatte den Anſtand eines guten Schauſpielers, liebte den Putz, und war tapfer wie ein edler Ritter. Dabei ein vortrefflicher Fürſt, der ſein Land gut regierte und es glücklich gemacht hätte, hätten es die Pfaffen und der heilige Januarius zugegeben. Auf der Bühne geht ſein Leben mit ſolcher Schnelligkeit an uns vorüber, daß uns ſchwindelt. Im erſten Acte iſt er Zögling in einer geiſtlichen Schule, im zweiten Huſar, im dritten König, im vierten wird er todt geſchoſſen. Aber wie todt geſchoſſen! Das Kriegsgericht des dummen Ferdinands von Neapel, ein Banditen-Gericht mit Floskeln, verurtheilt Mürat. Er ſtellt ſich vor die Sol-

daten, kommandirt Feuer und ſtürzt hin. Das geſchieht wie die wahre Geſchichte im Zimmer. Man wagte es nicht im Freien, Gott ſollte es nicht ſehen. Es iſt entſetzlich! Die Pariſer Melodramen-Dichter ſind wahre Kannibalen, Menſchenfreſſer, ſie reißen einem das Herz aus dem Leibe. Das Ohr kann nicht gerührt werden von ſolchem dummen Zeug; aber die Augen müſſen doch weinen, wenn ſie offen ſind. Luſtig iſt der erſte Act, wo Mürat im Seminarium als junger Abbé auftritt. Ganz ſchwarz unter lauter ſchwarzen Kameraden, blickt Mürats roſenrothes lebensvolles Geſicht, aus der dunkeln Kleidung gar angenehm hervor. Himmel! was werden da für Streiche geſpielt, von den alten und von den jungen Geiſtlichen, von den heimlichen und von den öffentlichen Taugenichtſen! Man könnte zehn Chriſtenthümer damit zu Grunde richten. Wir ſahen auch die Prozeſſion des

heiligen Januarius in Neapel. Als die Franzoſen Neapel eroberten, wurde von ihnen die Statue des heiligen Januarius, der Schutzgott des Volkes, in das Meer geſtürzt. Murat ließ ſie ſpäter wieder herausfiſchen, aber die Naſe fehlte. Darüber war das Volk troſtlos. Der Erzbiſchof war einverſtanden mit König Murat. Als nun der heilige Januarius ohne Naſe auf dem Markte aufgeſtellt war, ſtürzten Fiſcher herbei und berichteten mit unbeſchreiblichem Entzücken, ſie hätten ſo eben die Naſe auf dem Boden des Meeres wiedergefunden. Sie wird dem heiligen Januarius anprobirt, und ſie paßt vollkommen und bleibt ſitzen. Der Erzbiſchof ſchreit: Mirakel! und das Volk: es lebe Joachim! Dabei erinnerte ich mich in Flagoletta geleſen zu haben, daß, als die Franzoſen nach Neapel kamen, das Blut des heiligen Januarius zur gehörigen Zeit nicht fließen wollte.

Das entsetzte Volk in der Kirche drohte aufrührerisch zu werden. Da nahte sich ein französischer Offizier unter Lächeln und Bücklingen dem fungirenden Erzbischofe, zeigte ihm eine kleine Pistole in seinem Rockärmel, und sagte ihm freundlich: heiliger Bischoff! haben Sie die Gefälligkeit, das Blut fließen zu machen, sonst jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Der Bischof verstand den Wink und das Blut floß auf's Schönste.

— Die dritte Komödie war: Cotillon III, ou Louis XV chez Madame Dubarry. Es hat mich angenehm überrascht, in diesem kleinen artigen Dinge keine betrübte Kritelei der alten Zeit zu finden; man wird das endlich satt. Im Gegentheil, alle Personen, selbst Ludwig XV. und der alte Erzbischof von Paris werden liebenswürdig dargestellt. Der Letztere erscheint bei der Morgentoilette der

Dubarry, hilft ihr beim Ankleiden, und kniet nieder, ihr die Schuhe anzuziehen. Er iſt ſehr galant und hofft bald Cardinal zu werden. Den leichten Fächerſchlag mag die katholiſche Geiſtlichkeit hinnehmen; das iſt doch kein grauſames Spießruthenlaufen wie in der papesse Jeanne. Ich glaube Friedrich der Große war es, welcher der Dubarry, als der dritten Maitreſſe Ludwigs XV., den Namen Cotillon III gegeben. Die erſte Maitreſſe nannte er Cotillon I, die zweite (Frau von Pompadour) Cotillon II. Der Erzbiſchof ſagt in einem Vorzimmer der Dubarry zu einem tugendhaften jungen Secretär: Sous la Duchesse de Chateauroux, Cotillon I, je n'étais qu'abbé; je voulus m'amuser à faire de la morale, on m'envoya dire ma messe. Sous madame de Pompadour, Cotillon II, je fus beaucoup plus indulgeant, on me fit évêque; sous madame Dubarry, Cotillon III, je

suis archévêque, et le chapeau de Cardinal n'est suspendu que par un fil au-dessus de ma tête. Vienne un Cotillon IV, et je suis pape.

Drei und vierzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 17. März 1831.

Heute ſind es ſechs Jahrhunderte, daß ich in Paris bin. Der Kalender, der Pächter, und alle, welche Hausmiethe zu bezahlen oder zu fordern haben, werden zwar behaupten, es wären erſt ſechs Monate; aber wie iſt das möglich? Hätte ein enges halbes Jahr alle die großen Begebenheiten faſſen können? Auch behaupten die Herren Schneider, die Zeit wäre wirklich geplatzt, und ſie kommen alle

herbei, ſie mit ihren alten geſtohlenen Lappen wieder zu flicken. Ich wollte, ich hätte eine Krone, ich würde mir einen ſchönen Reiſewagen dafür kaufen, wenn ich ja in Paris einen Narren von Sattler fände, der das für baares Geld nähme. Was fange ich mit meiner Krone an? Soll ich Ihnen eine Kette davon machen laſſen? Aber Sie trügen ſie nicht, denn die Blutflecken ſind nicht heraus zu brennen.

— Geſtern kamen Nachrichten, die Oeſterreicher wären in Bologna und Reggio eingezogen, und hätten dort die ganze Nationalgarde niedergemetzelt — das heißt: alle reichen, vornehmen und edlen Bürger. O und Ach! O und Ach! und wenn Shakespeare wieder käme, er könnte nichts Beſſeres ſagen, als O und Ach! Darum will ich es dabei bewenden laſſen.

— — Ich ſah geſtern Ferdinand Cortez in der großen Oper. Das war, nach allen den Mehl- und Fleiſchſpeiſen, welche uns die königliche Akademie der Muſik dieſen ganzen Winter aufgetiſcht, einmal Roſtbeef mit engliſchem Senf. Auch ſagte mir mein franzöſiſcher Nachbar ſchon vor der Ouvertüre, die Muſik wäre ſehr langweilig. Aber ich fand das gar nicht. Im Gegentheile, ſie gibt uns nur zu viel Beſchäftigung. Der Ausdruck der glühenden Leidenſchaft iſt zu ſtark, zu anhaltend; das brennt uns gerade über den Scheitel, und nirgends ein kühles Plätzchen. Das Haus war ungewöhnlich voll, aber wie mein Nachbar war alle Welt nur gekommen, das nachfolgende Ballet zu ſehen. Ich ballte ſchon zum voraus die Fäuſte, denn ein Ballet bringt mich immer in den heftigſten Zorn, in einen wahren Bierhaus-Zorn. Ich möchte den Tänzern und Tänzerinnen Arm und Beine entzwei

ſchlagen, wenn ſie wie toll unter einander ſpringen, und man recht deutlich wahrnimmt, wie keiner weiß, was er fühlt, was er denkt, was er thut, wo er hin will; wenn ſie ſich auf ein Bein ſtellen, das andere in die Luft kreuzend, und ſo einen Wegweiſer bilden; wenn ſie ſich wie gepeitſchte Kreiſel drehen, und mit ihren Füßen lächerliche Triller ſchlagen — dann verliert man alle Geduld. Darauf war ich vorbereitet, und wurde angenehm überraſcht. Das Ballet war wunderſchön. Es ſind Gedanken, Gefühle und Handlungen darin, wie ſie ſich für dieſe zarte Kunſt ſchicken. Ich meine, man ſollte nichts anderes tanzen, als was man auf der Flöte ſpielen darf. Donnerwetter in den Beinen, Huſarentänze, Trompetenſprünge — das iſt gar zu lächerlich. Man gab Flore et Zéphire, ballet anacréontique. Dieſes Beiwort, und daß die Compoſition gefällig war, ſcheint mir zu beweiſen,

daß es ein altes Ballet iſt, aus der ſchönen Zeit vor der Sündfluth. Seit der Revolution iſt in Frankreich die Tanzkunſt ſehr in Verfall gekommen, und ich kann mir das erklären. Früher war das geſellige Leben in Frankreich ſelbſt ein beſtändiges Tanzen. Jede körperliche Bewegung war abgemeſſen, anſtändig, würdig und geſchmackvoll, nach dem Geſchmacke der Zeit. So fand die Tanzkunſt, die ein ferneres Ziel hat als die Tanznatur, ehe ſie ihre Laufbahn begann, den halben Weg ſchon zurückgelegt. Jetzt aber iſt das ganz anders. Da alle Stände gleich ſind, in der öffentlichen Achtung wie vor dem Geſetze, bemüht ſich keiner mehr durch ein feineres Aeußere zu zeigen, daß er einem höhern Stande angehört. Man ſucht den Weibern nicht mehr zu gefallen, und mit der Zärtlichkeit ging bei den Männern auch alles Zarte verloren. Es iſt unglaublich, mit welcher Unritterlichkeit hier

die Frauenzimmer von dem männlichen Geschlechte behandelt werden. Wenn nicht eine zufällige persönliche Neigung stattfindet, auf das Geschlecht als solches wird gar keine Rücksicht genommen. Die jungen Leute treten mit weniger Umständen in eine Gesellschaft als in ein Kaffeehaus ein; kaum daß sie sich verneigen, viel, wenn sie grüßen. Haben sie mit der Frau vom Hause einige unhörbare Worte gewechselt, oder ihr eine Minute lang zugelächelt, ist ihre Galanterie erschöpft. Das ist sehr bequem, aber das Ballet muß dabei zu Grunde gehen. Das Tanzen auf den Bällen müßten Sie sehen. Es ist gar kein Tanzen, es ist nicht einmal ein rechtes Gehen. Vier Paare stellen sich einander gegenüber, reichen sich verdrießlich, und ohne sich dabei anzusehen, die Hände, und schleichen so matt auf ihren Beinen herum, als wären sie erst einen Tag vorher von der Cholera morbus aufge-

ſtanden. An angenehme Touren, an Pas iſt nicht zu denken. Ich kann Sie verſichern, daß ich mit meinen alten Pas vom Langerhans aus der Gellenhäuſer-Gaſſe in Paris Aufſehen machen würde. Zu ſpät fiel mir ein, wie dumm ich geweſen, daß ich auf dem großen Opernball, wo ich von der Hitze und dem Gedränge ſo vieles auszuſtehen hatte, nicht getanzt. Man hätte mir, wie jedem Tänzer Platz gemacht, und ich hätte mich ausruhen können, vom Gehen und vom Nichttanzen. Auch habe ich mir feſt vorgenommen, wenn ich hier wieder in ein ſolches Ballgedränge komme, mich in eine Quadrille zu flüchten, und dort das Glück der Ruhe zu genießen. Nicht zu vergeſſen, ich habe hier noch kein Frauenzimmer einen Knix machen ſehen. O Zeiten! O Sitten! O ihr ſchönen Tage des Menuets! O Veſtris! . . . O verdammte Preßfreiheit!

Wieder auf das Ballet zu kommen. Es treten darin alle Götter des Olymps auf. Bacchus, Flora, Zephyr, Venus, Amor, Hymen, und auch einige bürgerliche Gottheiten, die Unschuld, die Schamhaftigkeit. Ach! ich schäme mich's zu sagen, meine ganze Mythologie habe ich vergessen. Ich bin sehr alt geworden. In meiner Jugend kannte ich alle Götter und Göttinnen, so gut als ich meine Onkels und Tanten kannte. Ich wußte deren Namen, deren Würden und deren Aemter, deren Wohnungen, wußte, wie sie gekleidet waren, und kannte deren ganze Lebensgeschichte. Jetzt, nichts mehr. Zephyr, weil er Flügel auf dem Rücken trug, sah ich für Amor an. Zwar fiel mir etwas auf, daß er ein so langer Mensch war; aber ich dachte: ich habe Amor seit zwanzig Jahren nicht gesehen, und er kann wohl unterdessen gewachsen seyn. Daß Hymen, Bacchus, Venus mittanzen, sah ich aus dem Programm;

aber ich konnte ſie nicht von einander unterſcheiden. Die beiden Hauptrollen, Flora und Zephyr, waren vortrefflich beſetzt, und weit davon entfernt, meinen ausgeſprochenen Tadel zu verdienen. Beſonders Flora entzückte mich. Eine bezaubernde Grazie, und eine Mäßigung in allen Bewegungen, bei ſo großer Beweglichkeit, die ich noch bei keiner Tänzerin gepaart gefunden. Sie umgaukelte ſich ſelbſt, und war zugleich Blume und Schmetterling. Sie bewegte ſich eigentlich gar nicht, ſie erhob ſich nicht, ſenkte ſich nicht; ſie wurde hinauf und herab gezogen, Luft und Erde ſtritten ſich um ihren Beſitz. „Wer iſt dieſe Tänzerin?“ — fragte ich meinen Nachbar in der Loge, einen Mann von funfzig Jahren, der ſehr vornehm ausſah. Er ſah mich mit Augen an — aber mit Augen — und antwortete nach einigen Athemzügen: mais . . . c'est mademoiselle Taglioni! Hätte ich den Mann

zwanzig Jahre früher bei einer Parade auf dem Marsfelde gefragt: wer iſt der kleine Mann dort zu Pferde, im grauen Ueberrocke und mit dem kleinen Hute? . . mit nicht größern Augen hätte er mich anſehen, nicht mit größerer Verwunderung hätte er mir erwiedern können: mais . . . c'est Napoléon! Ganz recht hat der Herr, wenn er nur Geld genug hat. Kurz das Ballet machte mir Freude. Aber zuletzt ward mir das Ding doch zu ſüß, und da warf ich ſpaniſchen Pfeffer hinein. Unter dem Tändeln, Koſen und Tanzen der olympiſchen Götter dachte ich an die polniſchen Senſenmänner, welche die Köpfe der Ruſſen, wie Schnitter das Getreide mähen. Gräßlich! zu gräßlich! Warum denken Sie immer an die Polen, warum trauern Sie nur für ſie? Sind die Ruſſen nicht beweinenswerther? Die Polen ſterben den ſchönen Heldentod, oder ſie leben für die Freiheit. Der Ruſſe zwiſchen grauſame

Senſe und ſchimpfliche Knute geſtellt, kämpft nur für eigne Sklaverei, unterliegt wie ein Schlachtvieh, oder ſiegt wie ein Metzgerhund, für ſeinen Herrn. Die Menſchen zu Völkern vereinigt, ſind dümmer, geduldiger als die Steine. Jeder Stein rächt ſich, wenn ihn einer zu hart berührt, und verſetzt ſeinem Beleidiger blutige Beulen; ein Volk aber, eine Alpenkette, läßt ſchimpflich mit ſich kegeln, und hat es die Kegel erreicht und umgeworfen, läßt es ſich geduldig in die hölzerne Rinne legen, und eilt ſehr, herabzurollen zu ſeinem Spielherrn, und läßt ſich von neuem kegeln. Es iſt zum Raſendwerden!

Ich will nicht verſäumen, Ihnen eine Stelle aus einem Briefe aus Warſchau mitzutheilen, den geſtern ein hieſiges Blatt enthielt. „Der öffentliche Geiſt in Warſchau iſt „herrlich; doch gibt es Menſchen, die das

„Wohl ihres Kramladens dem des Vaterlandes „vorziehen. Das darf Sie aber nicht in Ver„wunderung ſetzen, denn auf 140,000 Einwoh„ner unſerer Hauptſtadt kommen 30,000 Ju„den und 10,000 Deutſche. Dieſe Letz„tern verſtehen gar nicht, was das „heißt, Vaterland, weil ſie viel„leicht nirgends eines haben. Sie „kommen zu Tauſenden nach Polen, zehren „von deſſen Brode, und verlaſſen es, wenn „ſie ſich bereichert haben. Aber es hat „keine Gefahr mit ihnen; es ſind „größtentheils Leute von ſchwachem „aber ehrſamem Charakter, und man „braucht ſie nur ſtarr anzublicken, „um ihrer Treue verſichert zu ſeyn... „Was die jüdiſche Bevölkerung be„trifft, früher ſo ſchlecht, hat ſie „ſeit dem 29. November ſehr große „Fortſchritte im Guten gemacht.

„Der Geiſt der Verbrüderung fängt „an, ſie mit den wahren Polen zu „vereinigen, und ich kann Sie ver„ſichern, daß, wenn die Vorſehung „unſere Waffen ſegnet, in einem „Jahre alle unſere Juden in Polen „umgewandelt ſeyn werden.“ Iſt das nicht merkwürdig? Was, die ſchlechten, verachteten und die verächtlichen Juden, hinabgeknechtet ſeit zweitauſend Jahren, brauchen nur ein einziges Jahr, um zum herrlichſten Volke der Erde, um Polen zu werden; nur ein einziges Jahr, um die Freiheit zu verdienen, um zu erkämpfen, und ſich ein Vaterland zu erwerben — und die ſo ſtolzen, herriſchen Deutſchen, welche prahlen, die Freiheit ſei ihre Wiege geweſen, die auf die Juden mit ſolcher Verachtung herabblicken, haben noch und wollen kein Vaterland, haben noch und wollen keine Freiheit! Ich habe es ja immer geſagt,

und wie ich glaube, auch drucken laſſen: Türken, Spanier, Juden, ſind der Freiheit viel näher als der Deutſche. Sie ſind Sklaven, ſie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann ſind ſie frei. Der Deutſche aber iſt Bedienter, er könnte frei ſeyn, aber er will es nicht; man könnte ihm ſagen: ſcheer dich zum Teufel und ſei ein freier Mann! — er bliebe und würde ſagen: Brod iſt die Hauptſache. Und will ſeine Treue ja einmal wanken, man braucht ihn nur ſtarr anzuſehen, und er rührt ſich nicht! Ich habe mir vor Vergnügen die Hände gerieben, als ich das im polniſchen Briefe geleſen. Dahin müßte es noch kommen, dieſe erhabene Lächerlichkeit fehlte noch der deutſchen Geſchichte, daß einmal Juden ſich an die Spitze des deutſchen Volkes ſtellen, wenn es für ſeine Befreiung kämpft! . . Aber kennen Sie auch die neue Dresdner Conſtitution? Das Meißner Porzel-

lan iſt eine Mauer dagegen. Geleſen habe ich ſie noch nicht, man erzählte mir nur etwas davon. Das Wenige machte mich ſchon luſtig, und ich ſang den Vogelfänger, bis ich zu fluchen anfing. Stets luſtig, heiſa hopſaſa ... hol euch der Teufel! — —

Freitag, den 18. März.

Gestern war nach langer Zeit der Z. einmal wieder bei mir, blieb aber nicht lange. Ich hörte etwas von ihm, was euch in Frankfurt gar nicht gleichgültig seyn kann. Ich erinnere mich nicht, ob ich es Ihnen schon früher mitgetheilt, daß mir während meines Hierseyns Aeußerungen von französischen Offizieren hinterbracht worden: daß, wenn sie der Krieg einmal wieder nach Frankfurt brächte, sie sich für die Mishandlungen, die sie dort bei ihrem Rückzuge 1814 hätten erleiden müssen, fürchterlich rächen wollten. Nun erzählte mir Z., er habe einen Tag vorher mit einem General gegessen, der habe das Nehmliche geäußert und hinzugefügt, er habe dem Kriegsminister Marschall Soult schon den Vorschlag ge-

macht, Frankfurt hundert Millionen Contribution bezahlen zu laſſen. Erzählen Sie das aber nicht weiter, ehe Sie meine Stadt-Obligationen verkauft haben. Aber wie flink die Herren Franzoſen ſind! Mögen ſie nur kommen, wir ſind noch flinker im Gehorchen als ſie im Befehlen. Wollte ich doch darauf wetten, daß der Cenſor ſchon längſt die ſtille Weiſung bekommen, ja kein hartes Wörtchen gegen die neuen Franzoſen durchgehen zu laſſen.

— Merkwürdige Dinge ſollen ja in Frankfurt wegen der Juden vorgehen. Iſt es wahr, daß die Wittwer und Wittwen ſollen heirathen dürfen ſo oft und ſobald ſie Luſt haben? Iſt es wahr, daß Juden und Chriſten ſollen Ehen unter einander ſchließen dürfen, ohne weitere Ceremonien? Iſt es wahr, daß der Senat dem geſetzgebenden Körper den Vorſchlag gemacht, die Juden den chriſtlichen Bür-

gern ganz gleich zu ſtellen, und daß von 90 Mitgliedern nur 60 dagegen geſtimmt? Das wäre ja für unſere Zeit eine ganz unvergleichliche Staats-Corporation, die unter 90 Mitgliedern nur 60 Dumme zählte. Ein ganzes Drittheil des geſetzgebenden Körpers hat dem Geiſte der Zeit unterlegen; das iſt ja ärger als die Cholera morbus — werden die alten Staatsmänner jammern!

— Haben Sie etwas davon geleſen oder gehört, daß Herr von Rotteck, Badiſcher Profeſſor in Freiburg, und Mitglied der Stände-Verſammlung arretirt worden ſei, als in der hannövriſchen Revolution verwickelt? Das wäre ſehr merkwürdig. Zwar hat ſich Rotteck immer als liberaler Schriftſteller und Deputirter gezeigt; indeſſen hat er die den deutſchen Gelehrten eigene Mäßigung nie überſchritten. Hat er ſich aber wirklich in eine

Verſchwörung eingelaſſen, ſo würde das bewieſen, das es bei uns Leute gibt, die leiſe ſprechen, aber im ſtillen kräftig handeln, und dann ließe ſich etwas hoffen.

Die Lage der Dinge hier iſt jetzt ſo, daß ich jeden Tag, ja jede Stunde den Ausbruch einer Revolution erwarte. Nicht vier Wochen kann das ſo fortdauern, und der Rauch der Empörung wird hinter meinem Reiſewagen herziehen. Die Verblendung des Miniſteriums und der Majorität der Kammer iſt ſo unerklärlich, daß ohne ſträflichen Argwohn, bei einigen der lenkenden Mitglieder Verrätherei anzunehmen iſt. Der Eigenſinn des Königs iſt nicht zu erſchüttern, ſeine Schwäche nicht aufzurichten. Er wird nicht Frankreich zu Grunde richten, denn das hilft ſich ſelbſt heraus; aber er ſpielt um ſeine Krone. Der einzige Mann im Miniſterium, der Einſicht mit Energie ver-

bindet, iſt der Marſchall Soult: aber ich für mich traue ihm nicht. Die Zeit iſt ſo, daß es einem Kriegsmanne wohl einfallen darf, den zweiten Napoleon zu ſpielen, und Soult mag daher die Regierung gerne auf falſchem Wege ſehen, damit Frankreich in eine Lage komme, in der es eines Diktators nicht entbehren kann. Dem Willen und der Kraft der Regierung mistrauend, bilden ſich jetzt überall Aſſociationen der angeſehenſten Bürger, um durch vereinte Kräfte die alte Dynaſtie und den Feind vom Lande abzuhalten. Das kann dem Könige gefährlich werden. Wenn nicht bald ein Krieg die Krankheit nach außen wirft, iſt Louis Philipp verloren.

Samſtag, den 19. März.

Man fängt jetzt in den franzöſiſchen Provinzen an, denjenigen Theil der Nationalgarde, der kleine Flinten hat, nach Art der Polen mit Senſen zu bewaffnen. Ich halte das für ſehr wichtig, es iſt ein großer Fortſchritt, den die Kriegskunſt der Freiheit macht. Die Senſe iſt dem Bauer eine gewohnte, dem Soldaten eine ungewohnte und darum ſchreckbare Waffe, und nimmt dieſem den Muth, den er jenem gibt. Die Senſe wird dem Lande werden, was den Städten die Pflaſterſteine ſind.

Caſimir Perrier hat geſtern in der Kammer als Miniſter debütirt. Seine Anhänger und Claqueurs haben voraus gejubelt, er werde die Revolution mit Haut und Haar verſchlin-

gen. Aber ſo beſtialiſch iſt es nicht geworden. Die Miniſter ſprachen einer nach dem Andern vom Frieden, aber der trockne Frieden blieb ihnen im Halſe ſtecken, und wir wiſſen heute nicht mehr, als wir vor acht Tagen wußten. Die Renten hüpfen umher wie geſtutzte Vögel; ſie wollten fliegen, aber es ging nicht, ſie mußten auf der Erde bleiben. Es iſt ganz ſchön, daß die Tortur abgeſchafft worden, aber für eine Art Spitzbuben hätte man ſie beibehalten ſollen — für die hartmäuligen Diplomaten, die Wahrheit von ihnen heraus zu preſſen. Aber wer weiß! ſie würden vielleicht ſelbſt auf der Folter die Wahrheit nicht ſagen. Die Lüge iſt ihre Religion; für ſie dulden und ſterben ſie. — Alſo in Frankfurt iſt man mit dem faulen Treiben hier auch nicht zufrieden? was iſt zu thun? die vielen Menſchen, welche durch die letzte Revolution ihren Ehrgeiz und ihre Habſucht befriedigt, wollen Ruhe.

und Frieden haben. „Ruhe und Frieden! „ich glaubs wohl! den wünscht je„der Raubvogel, die Beute nach Be„quemlichkeit zu verzehren" — läßt Goethe seinen Götz von Berlichingen sagen.

Wir haben jetzt schon den schönsten Frühling hier. Alles ist grün und die Spatziergänge sind bedeckt mit Menschen. In den Tuilerien und in den Champs Elisees war es gestern zum Entzücken. Es ist hier überall so viel Raum, daß die Natur nirgends den Menschen verdrängt. Bäume und Spatziergänger finden alle Platz und hindern sich nicht. Unsere Frankfurter Promenade, so schön sie ist, hat doch etwas Kleinstädtisches.

Vier und vierzigster Brief.

Paris, Sonntag den 20. März 1831.

Ich habe Lord Byrons Denkwürdigkeiten von Thomas Moore zu lesen angefangen. Das ist Glühwein für einen armen deutschen Reisenden, der auf der Lebensnacht-Station zwischen Treuenbriezen und Kroppenstädt im schlechtverwahrten Postwagen ganz jämmerlich friert. Er aber war ein reicher und vornehmer Herr; ihn trugen die weichsten Stahlfedern der Phantasie ohne Stoß über alle holperigen Wege und

er trank Johannisberger des Lebens den ganzen Tag. Es iſt krank darüber zu werden vor Neid. Wie ein Komet, der ſich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abſchied, und wollte lieber einſam ſeyn als ein Knecht der Freundſchaft. Nie berührte er die trockene Erde; zwiſchen Sturm und Schiffbruch ſteuerte er muthig hin und der Tod war der erſte Hafen, den er ſah. Wie wurde er umhergeſchleudert, aber welche ſelige Inſel hat er auch entdeckt, wohin ſtiller Wind und der bedächtige Compaß niemals führen! Das iſt die königliche Natur. Was macht den König? Nicht daß er Recht nimmt und gibt — das thut jeder Unterthan auch — König iſt wer ſeinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute ſagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tauſend Jahre ge-

lebt. Und wenn ſie ihn bedauern, daß er ſo melancholiſch geweſen! Iſt es Gott nicht auch? Melancholie iſt die Freudigkeit Gottes. Kann man froh ſeyn, wenn man liebt? Byron haßte die Menſchen, weil er die Menſchheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte. Es gibt keine andere Wahl. Der Schmerz iſt das Glück der Seligen. Am meiſten lebt, wer am meiſten leidet. Keiner iſt glücklich, an den Gott nicht denkt, iſt es nicht in Liebe, ſei es in Zorn; nur an ihn denkt. Ich gäbe alle Freuden meines ganzen Lebens, für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin.

. . . . . .

Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zuſammen zu ſtellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wiſſen. Als Byrons Genius, auf ſeiner Reiſe durch das

Firmament, auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen, ſtieg er zuerſt bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte ſchnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geſchmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich ſo wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt iſt es vorüber, ich habe es vergeſſen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück iſt, daß ich im Mittelſtande geboren bin, für den ich gar nicht paſſe. Wäre mein Vater Beſitzer von Millionen oder ein Bettler geweſen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landſtreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten ſie den ganzen Weg voraus gehabt, hätte ich ſie gar nicht geſehen, und ſie eingeholt. So aber bin ich der

Perpendickel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, ſchweifte rechts, ſchweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.

Montag den 21. März.

Wenn alles das wahr iſt, was man hier ſeit einigen Tagen von den Polen erzählt, ſo geht es ja auf das allerherrlichſte und Sie ſollen, da Sie als Frauenzimmer keinen Jubelwein trinken können, zur Siegesfeier ein Dutzend Gläſer Gefrorenes eſſen. Es wird ſchon warm werden an Ihrem Herzen. Die Ruſſen ſollen im vollen Rückzuge ſeyn, aufgelößt wie die kranke alte Sünde. Achtzig Kanonen mußten ſie im Stiche laſſen. Die Erde verſchlingt ſie lebend, die Polen fallen ihnen im Rücken und Litthauen iſt im Aufſtande. Le fameux Diebitsch hat die Ruthe bekommen, — le fameux Diebitsch, wie man hier ſagt — das lautet wunderſchön! Aber wenn!

— Ich kann es Ihnen nicht länger verſchweigen, daß die europäiſchen Angelegenheiten, die ich, wie Sie wiſſen, ſo gut auswendig kannte als das Ein mal Eins, anfangen, mir über den Kopf zu ſteigen. Anfänglich hielt ich ſie unter mir, indem ich mich auf den höchſten Stuhl der Betrachtung ſtellte; aber da ſind ſie mir bald nachgekommen und ich kann jetzt nicht höher. Die deutſchen Regierungen, ſtatt ihren Unterthanen Opium zu geben, geben ihnen Kaffee, daß ſie munter bleiben, und ſtatt ihnen das weichſte Bett zu machen, zupfen ſie ſie an der Naſe, aus Furcht, ſie möchten einſchlafen. In Frankreich iſt es noch toller. Ich weiß ſo wenig mehr was hier getrieben wird, als wäre ich Geſandter. Man wird ganz dumm davon, und wenn das alltägliche diplomatiſche Schmauſen, das ich nicht vertragen kann, nicht wäre, könnte ich im Tariſchen Pallaſt ſo ehrenvoll ſitzen als Einer.

Wenn nicht ganz was besonders vorgeht, wenn nicht etwa die französischen Minister aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß, ob sie zwar bürgerliche Emporkömmlinge sind, die im vorigen Jahre noch ehrliche Leute waren, doch spitzbübischer sein können als der älteste Adel — wenn sie nicht ganz etwas außerordentlich Feines spinnen, aus einem Lothe Wahrheit einen Lügenschleier von drei Ellen weben — weiß ich nicht, was ich davon denken soll. Das Verderben von außen rückt ihnen immer näher, und sie lachen dazu wie ein Astronom zur Erscheinung eines Kometen. Sie haben das alle ausgerechnet. Im Innern ist es noch schlimmer. Wo Feuer, ist Rauch; sie wollen aber lieber kein Feuer als Rauch haben, und wenn es zum Kriege kommt, wenn sie die Subordination der fremden Völker mit nichts besiegen könnten, als mit der Insubordination des französischen Volkes; wenn sie die Begeisterung der

Franzoſen brauchen, werden ſie keine Kohle mehr finden, eine Lunte anzuzünden. Die frühern Miniſter, die durch ihre Schwäche vieles verdorben, machten zugleich durch ihre Unthätigkeit vieles wieder gut. Sie ließen die Dinge ihren natürlichen Lauf gehen. Seit Caſimir Perrier aber fangen die Unglückſeligen an thätig zu werden. Marſchall Soult, ſobald er das Kriegsminiſterium antrat, fing an, um fünf Uhr Morgens aufzuſtehen und zu arbeiten, und ſeine Untergebenen arbeiten zu laſſen. Nun, für einen Kriegsminiſter, der gegen den fremden Feind wirkt, iſt das ſchön. Aber ſeit einigen Tagen, wie ich heute mit Entſetzen in der Zeitung las, ſteht der Miniſter des Innern auch ſchon um fünf Uhr auf. Welche unſeligen Folgen wird das haben! Was in allen Staaten die Völker noch gerettet bis jetzt, war die Faulheit ihrer Regenten, die bis neun Uhr im Bette lagen. Sie regierten vier Stunden

weniger, und das macht viel aus im Jahre. Wenn die Miniſter ſich angewöhnen, mit der Sonne aufzuſtehen, dann wehe den Unterthanen.

Mittwoch den 23. März.

Ich war wieder einmal im Theater gewesen. Bin ich nicht ein fleißiger Junge? Im Vaudeville habe ich zwei Stücke gesehen Madame Dubarry und le bal d'Ouvriers. Die ist eine andere Dubarry, als die, von der ich neulich berichtet und die im Ambigû aufgeführt wird. Es ist ein Lustspiel im höheren Style, vom bekannten Ancelot, dem Akademiker. Ancelot's Komödie hat ungemeinen Beyfall gefunden, sie wird seit drei Wochen täglich gegeben und das Haus ist jedes mal toll und voll. Die Komödie gefiel mir auch, nur durch andere Mittel als sie den Franzosen gefällt. Diese haben ihre schlichte Freude daran, ich aber habe den Humor davon. Dem Stücke, um gut zu seyn, fehlt nichts als deutsches Klima! hier ist

es nur ein Treibhausgewächs. Es kommt erstaunlich viel Sentimentalität darin vor; aber wenn französische Dichter und Schauspieler Sentimentales darstellen, machen sie ein Gesicht dazu, als hätten sie Leibschmerzen, und man möchte ihnen statt Thränen Kamillenthee schenken. Stellen Sie sich vor: die Dubarry erinnerte sich mit Wehmuth ihrer schuldlosen Jugendjahre, da sie noch nicht Maitresse des Königs, sondern Putzmacherin war. Putzmacherin in Paris — das nennt sie den Stand der Unschuld! Von dieser Erinnerung bekommt sie in mehreren Szenen die heftigsten Anfälle von Tugend-Krämpfen und kein Arzt in ganz Versailles die Mittel dagegen weiß. Dem guten Ludwig XV. geht es noch schlimmer. Er bekommt einen Tugend-Schlag, so daß man meint, er wäre todt. Aber er hat eine herrliche Natur und erholt sich wieder. Der Spaß ist: in unsern bürgerlichen Schauspielen von

Iffland und Kotzebue tritt ein Dutzend edler Menſchen auf, und unter ihnen ein einziger Schurke, höchſtens mit noch einem Schurkengehülfen. Am Ende wird das Laſter beſchämt und beſiegt und von der Tugend rein ausgeplündert. In der Dubarry aber und in andern ähnlichen Stücken, tritt ein Dutzend Schurken auf und unter ihnen ein tugendhaftes Paar. Und zuletzt wird gar nicht das Laſter beſchämt, ſondern im Gegentheil die Tugend; ja das Laſter kommt noch zu Ehren, indem es ſich großmüthig zeigt und der beſiegten Tugend Leben und Freiheit ſchenkt. Und Dichter wie Zuſchauer merken das gar nicht! In der Dubarry findet ſich eine ſaubere Geſellſchaft zuſammen. Der König, der Herzog von Richelieu, der Herzog von Aiguillon; der Herzog von Lavilliere, alle Taſchen voll Lettres de cachet, die er ſeinen Freunden bei Hofe präſentirt wie Bonbons; der Kanzler Maupeou, der päpſtliche

Nunzius, der Marſchall von Mirepoix und endlich der Schwager der Dubarry, Graf Jean, ſelbſt am Verſailler Hof ein ausgezeichneter Taugenichts. Ich kenne aus unzähligen Memoiren alle dieſe Menſchen ſo genau, als wäre ich mit ihnen umgegangen. Und jetzt kommen die treu nachgeahmten Kleider, Geſichter, Manieren und Gebräuche dazu. Das macht die Vorſtellung ſehr intereſſant. Der Kanzler Maupeou nennt die Dubarry Couſine und zieht ihr bei der Toilette die Pantoffeln an, der päpſtliche Nunzius reicht ihr ſeine heilige Schulter, ſich daran aufzurichten und der Marſchall Richelieu jammert, daß ihm ſein Alter verbiete, an dieſem Kampfe der Galanterie Theil zu nehmen. Aber ein Spitzbube iſt er noch voller Jugendkraft. Er hat ein junges, ſchönes und unſchuldiges Mädchen aufgefangen und ſie nach dem Parc aux cerfs gebracht, mit dem Plane, durch die neue Schönheit die Dubarry zu ſtürzen. Die

junge Unſchuld iſt ganz vergnügt, denn ſie meint, ſie wäre in einer Erziehungsanſtalt. Dort wimmelt es von jungen Mädchen, immer eine ſchöner, eine geputzter, eine gefälliger als die andere. Als die junge Unſchuld ankommt, ſingt der Mädchenchor ein Lied nach der Melodie des Brautlieds im Freiſchütz: „wir flechten dir den Jungfernkranz, mit veilchenblauer Seide.“ Iſt das nicht köſtlich? Aber man denke ja nicht, daß das eine Malice vom Dichter oder Muſikdirektor geweſen, keineswegs. Dieſe Melodie wurde ganz zufällig aus bloßer Naivetät gewählt, auch war ich der einzige im ganzen Hauſe, der darüber gelacht. Die Dubarry entdeckt Richelieu's Intrigue und eilt herbei mit ihrem Gefolge; das unſchuldige Mädchen bekommt zu ihrem Schrecken Licht in der Sache und jammert; der Graf Jean Dubarry ſucht ſie in ihren guten Vorſätzen zu beſtärken, und hält ihr im Parc aux cerfs vor allen Hof-

leuten folgende Tugendpredigt im feierlichen Tone: „Ecoutez jeune fille! nous admirons vos nobles sentimens, gardez-vous d'y renoncer! repoussez loin de vous les séductions, n'écoutez que la voix de la vertu!... la vertu!... eh, c'est une excellente chose!... restez dans votre obscurité; vous ne savez pas quel bonheur pur et sans mélange vous attend loin de ces coupables grandeurs empoisonnées par tant de regrets où l'on cherche en vain à ressaisir ce calme de l'ame, cette sérénité... (il s'enroue, et se retourne vers la comtesse d'Aiguillon et Maupeou). Ah, ça, aidez-moi donc, vous autres vous me laissez m'enrouer!... ne pourriez-vous comme moi prêcher la vertu? Que diable! une fois n'est pas coutume! — Maupeou (à part) l'insolant!... Jean (à Cécile) vous m'avez entendu jeune fille, et je me flatte..... Cécile. Oui Monsieur, je les suivrai ces

généreux conseils!... soyez mon guide!... vous êtes vertueux vous: Jean. Merci mon enfant.“ Jetzt denken Sie ſich das vortreffliche Spiel dazu, und Sie haben eine Vorſtellung von der komiſchen Wirkung, welche die Tugend in Verſailles macht.

Was le bal d'ouvriers gibt, zeigt ſchon der Name des Stückes. Sehr unterhaltend! Einer der fröhlichen Tänzer ſagt ſtatt Cholera morbus, Nicolas morbus. Das wird der Polenfreundin gefallen.

Paganini's letztes Concert hat 22,000 Franken eingetragen; heute ſpielt er zum vierten Male. Der nimmt auch ſeine 100,000 Franken von hier mit. Das iſt eine liederliche Welt. Die Taglioni iſt auf vier Wochen nach London engagirt und bekommt dafür 100,000 Franken (Hundert Tauſend). Meinen Sie, daß

es für mich zu spät sei, noch tanzen zu lernen? Meine sämmtlichen Schriften, so voller Tugend und Weisheit, werden mich niemals reich machen. Ach könnte ich tanzen! Man erzählt sich, die Malibran, als die Rede von Paganini gewesen, habe zwar dessen Spiel gelobt, aber doch geäußert, er sänge nicht gut auf seinem Instrument. Als Paganini dieses Urtheil erfahren, habe er der Malibran den Vorschlag machen lassen, sie wollten beide zusammen ein Conzert geben und dann werde sich zeigen, wer besser sänge, sie oder er. Hätte Homer diesen edlen Streit erlebt, hätte er nicht von Achill und Hektor, sondern von Paganini und Malibran gesungen. Und von so etwas spricht man — spreche ich! O Sitten!

Fünf und vierzigster Brief.

Paris, den 25. März 1831.

Ich werde alle Tage ſchwankender. Soll ich hier bleiben oder nach Deutſchland zurückreiſen? Krieg oder nicht — das Wort Friede ſteht nicht in meinem Wörterbuche — wird ſich jetzt bald entſcheiden. Habe ich ſechs Monate lang, hungrig und mit der größten Ungeduld das Zeug kochen ſehen und jetzt, da alles gar geworden und der Tiſch gedeckt wird, ſoll ich mit leerem Herzen fort? Ich glaube,

das wäre dumm. Hier iſt man im Mittelpunkte, Europa hat die Augen auf Paris gerichtet, man ſiehet den Begebenheiten in das Angeſicht, und kann in deren Mienen leſen, was ſie etwa verſchweigen möchten. In Deutſchland aber ſtehen wir in dem Rücken der Begebenheiten und wir werden nichts erfahren, als was ſie uns über die Schultern weg zurufen. Und was theilen ſie uns mit? Nur unverſchämte Lügen. Wenn der Krieg ausbricht, wird man den deutſchen Zeitungen, die ohnedies nur unverſtändlich geſtammelt, aus Vorſicht gar die Zunge aus dem Halſe ſchneiden. Es kann kommen, daß der Feind nur eine Stunde von unſeren Thoren ſtehet und wir erfahren es nicht, bis er uns mit Einquartirungszetteln in die Stube kommt. Die franzöſiſchen Blätter, wenn auch der Krieg die Poſten nicht unterbricht, werden gewiß zurükgehalten werden. Sie können ſich denken, wie

mir in ſolcher Dunkelheit zu Muthe ſeyn wird. Und was haben wir in Deutſchland, für wen auch der Krieg günſtig ausfalle, zu erwarten? Das ſchöne Glück, entweder den Zwerg Diebitſch mit ſeinen Koſaken zu beherbergen, oder franzöſiſche Offiziere, die, kämen ſie auch anfänglich mit den beſten Geſinnungen für Recht und Freiheit zu uns, durch deutſche bürgerliche Feigheit und Kriecherei aufgemuntert, bald in den alten Uebermuth zurückfallen würden. Und der weibiſche Kriegsjammer bei uns! und — Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! und die dumme und tückiſche Polizei! und die Maulkörbe, die man uns in den Hundstagen anlegen wird! Wird man nicht jeden Liberalen, der kein Blech am Halſe trägt, todt ſchlagen? Ich erſticke, wenn ich nur daran denke. Um gehenkt zu werden für die Freiheit, dazu bringt man es doch nicht, dazu ſind unſere Herren zu feig.

Können Sie ſich denn nicht entſchließen hierher zu kommen, aber bald? Ich habe eine kleine Verſchwörung vor, wozu ich Scheere, Zwirn und Nadeln brauche. Packen Sie Ihre Schachteln und kommen Sie. Sie ſollen entſcheiden, wie mir die Uniform ſteht, und fällt die Entſcheidung günſtig aus, trete ich in die Nationalgarde, verſteht ſich, daß ich aus Patriotismus deſertire, ſobald ſich unſere Landsleute nahen. Ich habe neulich beim Spazierenfahren eine Barriere entdeckt, die gar nicht bewacht wird, und durch dieſe kann ich die preußiſche Armee unbemerkt in die Stadt führen. Ich bitte Sie, bedenken Sie ſich nicht lange. Die Künſte des Friedens gehen auch hier im Kriege nicht unter, und wenn am meiſten geweint wird, wird am meiſten gelacht, und die Niederlage der Franzoſen wird in Paris immer noch luſtiger ſeyn, als in Wien der Sieg der Deutſchen. — Ich fahre in meinem

Theaterberichte fort. Aber das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, wie ſchön ſich dieſe Berichte im Dresdner Abendblatte ausnehmen würden, und daß ich für den gedruckten Bogen 8 Thaler bekäme, wofür ich zweimal Paganini hören könnte — ich brauchte nur 10 Franken noch darauf zu legen. Und was geben Sie mir dafür? Sie wollen nicht einmal nach Paris kommen, was ich ſo ſehr wünſche. Und wie zärtlich dürfte ich ſchreiben, wenn ich ſtatt Ihnen nach Dresden berichtete! Wiſſen Sie, wie die Correſpondenten des Abendblattes ihre Briefe gewöhnlich anfangen? Sie ſchreiben: Liebe Veſpertina! Holdes Veſpertinchen! Aber ohne darum den Verſtand zu verlieren. Denn ſobald ſie holdes Veſpertinchen geſagt, kehren ſie gleich zu ihrer Proſa zurück und ſchreiben: „Reſident will ſich beeilen ....“

Das hieſige Theater zieht mich mehr an als ich erwartete. Von Kunſtgenuß iſt gar keine Rede, es iſt die rohe Natur und man ziehet höchſtens wiſſenſchaftlichen Gewinn. Das Theater iſt eine Fremdenſchule. Alte und neue Geſchichte, Oertlichkeiten, Statiſtik, Sitten und Gebräuche von Paris, werden da gut gelehrt. — Es iſt ein großer Vortheil, da viele Jahre dem Fremden nicht genug ſind, Paris in allen ſeinen Theilen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Und man kann nicht ſagen, daß durch ſolches Walten auf der Bühne die dramatiſche Kunſt zu Grunde gehe, ſondern umgekehrt: weil die dramatiſche Kunſt untergegangen iſt, bleibt nichts anders übrig als ſolches Walten, wenn man von dem Capital, das in den Schauſpielhäuſern ſteckt, nicht alle Zinſen verlieren will. Es iſt damit in Deutſchland gar nicht beſſer als in Frankreich; nur iſt man bei uns unbehülflicher, weil man nur ein Handwerk

gelernt. Der Franzoſe aber weiß ſich gleich in jede Zeit zu ſchicken. Er iſt Schauſpieler, Pfarrer, Schulmeiſter, Soldat, was am beſten bezahlt wird. Wird ihm ein Weg verſperrt, ſucht er ſich einen Andern; gleich einem Regenwurm findet er immer ſeinen Ausweg. Kein Mann von Geiſt könnte jetzt ein Drama dichten, er müßte denn wie Goethe zugleich kein Herz haben; aber Geiſt ohne Herz, das bringt das nehmliche Jahrhundert nicht zweimal hervor. Hätte es in der erſten Schöpfungswoche, da noch nichts fertig, oder nach der Sündfluth, da alles zerſtört war, einem vernünftigen Menſchen einfallen können, eine Naturgeſchichte zu ſchreiben? So iſt es mit der dramatiſchen Kunſt. Man kann keinen Menſchen malen, der nicht ſtill hält, der nicht ruhig ſitzt. Aber trotz der verdorbenen und grundloſen dramatiſchen Wege, könnte doch einmal ein Franzoſe in ſeiner Dummheit leichter ein gutes

Drama erreichen, als ein Deutſcher in ſeiner Weisheit. Die Leidenſchaft, Geld zu verdienen, und die Gewißheit, es zu verdienen, wenn man eine gute Waare hat, iſt in Paris ſo groß, daß wohl einmal ein anderer Scribe, in verzweifelter Anſtrengung etwas ganz neues hervorzubringen, ein Schauſpiel wie Schillers Wallenſtein dichten könnte. Was vermag die Leidenſchaft nicht! Das Fieber gibt einem Greiſe Jugendſtärke, und einem Dummkopfe ſchöne Phantaſieen. Auch in ſolchen Fällen, wo das hieſige Theater den didaktiſchen Nutzen nicht gewährt, den ich angegeben, wo es ſo wenig Früchte als Blüthe ſchenkt, wo es langweilig iſt auf deutſche Art — auch dann noch hat es ſein eigenes Intereſſe. Man erkennt dabei, wie die Franzoſen gemüthlicher und univerſeller werden; denn bei Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, entwickeln ſich mit neuen Tugenden auch neue Fehler. So gab es noch vor vier-

zig Jahren in Frankfurt gar keine blonden und langweilige Juden, ſie waren alle ſchwarz und witzig, ſeitdem ſie aber in der Bildung fortgeſchritten, findet man nicht weniger Philiſter unter ihnen, als unter den älteſten Chriſten. Ein ſolches deutſch-langweiliges Stück habe ich neulich im Théâtre des nouveautés geſehen. Es heißt le charpentier ou vice et pauvreté. Wir haben ein Schauſpiel das heißt Armuth und Edelſinn, aber ein Franzoſe findet dieſe Parthie unpaſſend und er hat vielleicht Recht. Laſter iſt Armuth des Herzens, und wo ſich eine Armuth findet, geſellt ſich die Andere bald dazu. Le charpentier iſt ein höchſt merkwürdiges Stück für Paris. In deutſchen Schauſpielen ſpielt zwar die Armuth auch die erſte Liebhaberrolle, aber dort ſind es doch wenigſtens vornehme Leute, die heruntergekommen, oder kommen auch arme Teufel von Geburt vor, ſo ſind es doch vor-

nehme Leute, die ihnen aus der Noth helfen. Hier aber wird alles unter gemeinen Leuten abgemacht. Alle Personen im Stück sind zusammen keine tausend Franken reich. Die Armuth ist nicht Schicksal, sondern Stand, Gewohnheit, Bestimmung. Es gibt nichts komischer. Und so etwas führen sie der prächtigen Börse gerade gegenüber, in der Nähe des Palais Royal und der italienischen Oper auf! Der Held des Drama ist ein Zimmermann, und nicht einmal ein Zimmermeister, sondern ein Zimmermanns-Gesell. Er ist ein träger Mensch, der statt zu arbeiten seine Zeit in der Schenke zubringt und dort trinkt und spielt. Darüber kommt sein Hauswesen herunter, und die arme Frau muß viel ausstehen. Weiter thut der Mann nichts Böses, außer daß er einmal seine Frau prügeln will. Nun findet sich ein anderer Zimmergeselle, ein braver Mensch, der schenkt dem liederlichen Kamera-

den, der ſein Schwager iſt, 600 Franken, die er ſich mit ſaurer Mühe erſpart. Davon wird der Taugenichts ſo gerührt, daß er verſpricht, von nun an ein ganz anderer Menſch zu werden. Und das iſt die ganze Geſchichte. Die Scene des erſten Akts iſt ein Zimmerplatz, die des zweiten eine Wachtſtube, der dritte Akt ſpielt in einer Schenke und der vierte in einer Dachkammer. Die Franzoſen, als parvenus in der Gemüthlichkeit, wollen es den alten Herren nachmachen und zeigen lächerliche Manieren.

. . . . . .

Das zweite Stück, das ich am nehmlichen Abende geſehen, heißt Quoniam. Herr Quoniam iſt Koch. Ohne allen Geiſt, ohne allen Witz, ohne alles Leben. Marſchall Richelieu, in ſeiner Jugend, verliebte ſich in die Frau eines Koches, und, um ihr nahe zu kommen, trat er als Küchenjunge in den Dienſt

des Herrn Quonian. Das Sujet iſt merkwürdig ſchläfrig behandelt, und nimmt ein tugendhaftes Ende.

Das dritte Stück war le marchand de la rue St. Denis ou le magasin, la mairie et la cour d'assise. Einmal unterhaltend, immer lehrreich. Man erfährt, wie es in einer Seidenhandlung hergeht; auf der Mairie, wo die jungen Leute getraut werden und vor dem Aſſiſen-Hofe, wo ſie noch ſchlechter wegkommen. Mehrere Schauſpieler waren vortrefflich. Von den Regeln der Kunſt ſchienen ſie nicht viel zu wiſſen; es ſind Naturaliſten. Aber jeder Franzoſe hat den Teufel im Leibe, und wenn eine Teufelei darzuſtellen iſt, mislingt ihnen das nie. Auf der Mairie hat es mir gar zu gut gefallen. Es muß recht angenehm ſeyn, ſich in Paris bürgerlich trauen zu laſſen. Es iſt wie eine deutſche

Doktor-Promotion. Man antwortet, ohne von der Frage viel zu verſtehen, immer mit ja. Der Maire iſt nachſichtig und alles endet ſchnell und gut.

— Das Geſetz, das neulich vorgeſchlagen wurde, Karl X. und ſeine Familie, unter ſtrengen Bedingungen auf ewig aus Frankreich zu verbannen, wurde geſtern in der Kammer verhandelt. Nun wurde zwar das Geſetz von der Mehrzahl angenommen, aber ein Drittheil der (heimlich) ſtimmenden, nehmlich 122 erklärten ſich dagegen. Das iſt merkwürdig. Von den offenen Anhängern des vertriebenen Königs ſind lange keine 122 mehr in der Deputirten-Kammer; denn viele derſelben waren nach der Revolution entweder freiwillig aus der Kammer getreten oder gezwungen, weil ſie den neuen Eid nicht leiſten wollten. Unter jenen Gegnern des Verbannungsdekrets müſſen alſo

viele seyn, die mit dem Mund sich für die neue Regierung erklärt, im Herzen aber der alten anhängen. Sie sehen also wie recht ich hatte, als ich Ihnen neulich schrieb: es gehen hier Dinge vor, die ich mir nicht anders erklären kann, als indem ich annehme, daß es Verräther unter den Deputirten gibt. Was der König und sein Ministerium bisher Tadelnswerthes, Beleidigendes für die öffentliche Meinung gethan, dazu wurden sie doch am meisten von der Kammer verleitet, die sich für die Stimme des französischen Volkes geltend machte. Der gestrige Vorfall wird dem König wohl etwas die Augen öffnen.

Sechs und vierzigster Brief.

Paris, den 26. März 1831.

Chateaubriand hat eine Brochüre für die Legitimität und Heinrich V. herausgegeben. Was das aber hier schnell gehet! Gestern ist die Schrift von Chateaubriand erschienen und heute ist schon eine dagegen angezeigt. Chateaubriands Schrift ist zu gut, und zu schön, Ihnen nur Bruchstücke daraus mitzutheilen; jedes ausgelassene Wort dürfte sich über Zurücksetzung beklagen. Man muß sie ganz lesen. Es ist

doch ein Zauber in der Sprache des Herzens, daß ſie durch einen einzigen Laut die unzähligen Lügen auch des mächtigſten Talents beſiegen und beſchämen kann! Selbſt die Irrthümer des Herzens — doch es gibt keine Irrthümer des Herzens. Sie ſind es nur, wenn man ſie an dem ſpitzbübiſchen Einmaleins des Krämervolks nachrechnet, das Tugend kauft und verkauft; aber der Himmel hat eine ganz andere Arithmetik. Chateaubriand nimmt für den Herzog von Bordeaux das Wort und für ſein Recht. Er vertheidigt die kranke und alterſchwache Legitimität. Aber die Legitimität iſt ihm kein Glaubensartikel, den man blind annehmen und ausgeben muß, ſondern nur ein politiſcher Grundſatz. Damit können wir zufrieden ſeyn. Sobald man nur eine Lehre prüfen, dafür oder dagegen ſprechen darf, mag jeder, ſo gut er es verſteht, ſeine Lehre geltend zu machen ſuchen. Nun meint Chateaubriand,

Frankreich, nach Vertreibung Karls X. und ſeines Sohnes, (und dieſe wünſcht er keines-wegs zurück,) hätte beſſer gethan, für ſein Wohl ſich Heinrich V. zum Könige zu geben. Man hätte das königliche Kind für die Freiheit erzogen; man hätte Frankreichs edle Jugend um ſeinen künftigen Herrſcher verſammelt und dann ſtatt des feigen Liſpelns jetzt ein ganz anderes Wort mit Frankreichs Feinden ſprechen können. Chateaubriand hat ganz Recht; nur überſieht er den Rechnungsfehler, daß Frankreich keine vier Millionen ehrlicher Leute hat, die ihm gleichen, ſondern höchſtens vier, und daß während der Minderjährigkeit Heinrichs V. alle Leidenſchaften toll gewüthet und das Land zerſtört hätten. Aber von den Fehlern und Schwächen der jetzigen Regierung überſah er keinen. Er wirft unter Donnern Feuerreden aus und wie glühende Aſche regnet ſein Tadel auf ſie herab. Er ſagt nichts neues; tauſend

Stimmen haben das ähnliche vor ihm gesagt. Aber die tausend Stimmen waren tausend kleine Lichter, die nur vereint hell gemacht; aber Chateaubriands einzige Fackel wirft so großen Glanz als jene Alle. Er zeigt, wie die Regierung von ihrer Feigheit gepeitscht, in Todesangst vor drei Schreckbildern fliehet: „vor einem „Kinde das am Ende einer langen Reihe von „Gräbern spielt; vor einem Jünglinge, dem „seine Mutter die Vergangenheit, sein Vater „die Zukunft geschenkt; und ....“ — ich habe die Brochüre nicht mehr zur Hand, aber das dritte Gespenst wird wohl der äußere Feind seyn. Chateaubriand zeigt an, daß er Frankreich verlassen werde. Auch sagte er: nie würde er Heinrich V. willkommen heißen, wenn er auf den Armen eines fremden Heeres zurückgetragen würde, und sobald ein Krieg entstände, würden seine Pflichten sich ändern, und er sich nur erinnern, daß er Franzose sei. Ehrlicher

Narr!.... Aber er weiß, daß er ein Narr iſt. Er ſagt: Keinen habe die Reſtauration, die ihm ſo viel zu verdanken, mehr gehaßt als ihn, und er würde unter einer neuen Reſtauration kein beſſeres Schickſal haben. Wer kann ſolchen verführeriſchen Lockungen der Tugend widerſtehen? Auch denke ich ſeit einiger Zeit daran, ein Schuft zu werden. Es iſt mir wahrhaftig nicht um den baaren Vortheil zu thun, ſondern nur um meine Gemüthsruhe. Einem Schufte geht es immer nach Wunſche, und er lebt in Frieden mit der Welt. Das bischen Ehrlichkeit, daß ſich ihm in heißen Tagen zuweilen auf die Naſe ſetzt, beläſtigt ihn nicht mehr als eine Mücke. Er ſchüttelt ſich und iſt ſie los. Ja, ich will ein Schuft werden. Was halten Sie von meinem Plane?

Paganini's fünftes Conzert hat 24,000 Franken eingetragen. Er hat folgenden Ver-

trag mit der Theaterdirektion abgeſchloſſen. Er ſpielt Mittwoch und Sonntag. Mittwoch bekommt er drei Viertheile der Einnahme, und Sonntag die ganze, und gibt der Direktion 3000 Franken ab. So läßt ſich berechnen, daß ihm die fünf Conzerte bis jetzt 90,000 Franken eingetragen haben. Von der Taglioni habe ich Ihnen, wie ich glaube, ſchon geſchrieben, daß ſie in London für eine monatliche Miethe ihrer Beine hundert tauſend Franken bekommt. O! ich könnte dieſer liederlichen Welt ohne Barmherzigkeit die Ohren abſchneiden und die Augen ausſtechen!

Sieben und vierzigſter Brief.

Paris, den 31. März 1831.

Polen, Italien, Belgien, Frankreich, Deutſchland, Freiheit, Gleichheit, Einheit, alle dieſe ſchönen Seifenblaſen mit ihren Regenbogenfarben — zerplazt ſind ſie, der Luftteufel hat ſie geholt! Der öſterreich'ſche Beobachter hat das franzöſiſche Miniſterium gelobt. Ich ſage Ihnen, jetzt iſt es Zeit ein rothwangiger Schuft zu werden. Oder iſt Ihnen die Gelbſucht lieber? Stände

ſie mir beſſer? Sie ſollen für mich wählen. Aber bis Ihre Antwort Entſcheidung bringt, bleibe ich proviſoriſch ein Schuft und rede von nichts als von der lieblichen Taglioni. Ich habe ſie ſeitdem wieder tanzen ſehen. Sie gefiel mir aber weniger als das vorige Mal; ich habe Fehler entdeckt. Ihre ganze Seele iſt in den Füßen, ihr Geſicht iſt todt. Ich hatte das zwar das erſte Mal ſchon bemerkt, aber da ſie damals die Göttin Flora ſpielte, nahm ich ihre Unbeweglichkeit für antike Ruhe, und ich ließ mir das gefallen. In der zweiten Rolle aber trat ſie als Bajadere auf, als liebende, unglückliche, leidenſchaftliche Bajadere, ſie tanzte zwiſchen Luſt und Schmerz; doch ihre Züge und ihre Augen ſchliefen den tiefſten Schlaf. Entweder mein Opernglas war ſehr trübe, oder die holde Taglioni iſt ſehr dumm und verſteht ihre eigenen Füße nicht. Aber kann man zugleich dumm ſeyn und Grazie haben? Bei der Taglioni iſt

es vielleicht möglich. Sie ist die Schülerin ihres Vaters, des Balletmeisters, und es mag wohl seyn, daß dieser dem hoffnungsvollen Töchterchen, von den frühesten Kinderjahren an die Grazie eingeprügelt hat, doch mit dem Geiste ließ sich das nicht machen. Diesen kann der Stock wohl ausprügeln aber nie einprügeln. Es war die Oper Le dieu et la Bajadére in der ich sie sah. Musik von Auber. Leichte Waare; Rossini ist Marmor dagegen. Aber schöne Tanzmusik; das Herz walzt einem in der Brust. Ich war anfänglich ganz verwundert, daß mir die Oper, ob ich sie zwar zum ersten Male hörte, so sehr bekannt vorkam. Endlich fiel mir ein, daß ich die Musik von vorn bis hinten diesen Winter oft in den Vaudevilles-Theater und auf Bällen gehört hatte, wo man sie zu leichten Liedern und Tänzen verwendet hatte. Die Poesie ist von Scribe. Es ist die schöne Legende: der Gott und die Baja-

dere von Göthe, gehörig ſcribirt. Ich habe nur immer meine Freude daran, wie leicht ſich meine guten Franzoſen das Leben machen. Der treue und geldſchwere Deutſche iſt ein Glaubensopfer, ſelbſt der Kunſt, die doch zur Freude geſchaffen iſt. Will er ſchwere Leiden treu malen oder ſingen, ſchleppt er ſelbſt das Kreuz den Berg hinauf, kreuzigt ſich und kopirt dann aus dem Spiegel ſeinen eigenen Schmerz. Auber und Scribe haben eine Oper zuſammen verfertigt. Die Hauptrolle iſt eine Bajadere; eine Bajadere muß tanzen, ihrem Stande nach, alſo muß Demoiſelle Taglioni die Hauptrolle haben. Aber die Taglioni kann weder ſingen noch ſprechen, wie kann man ihr in einer Oper die Hauptrolle geben? Warum nicht? Sie tanzt und ſpricht nicht und ſingt nicht. Aber warum ſpricht ſie nicht? Iſt ſie ſtumm, wie das Mädchen von Portici? Nein ſie iſt nicht ſtumm, aber ſie verſteht die

Sprache des Landes nicht. Aber wenn sie die Sprache des Landes nicht versteht, wie kann sie sich mit den Leuten unterhalten? Man sieht doch, daß sie auf alle Fragen durch Pantomimen Antwort gibt. Die Sache ist: die Bajadere versteht wohl die fremde Sprache, aber bis zum Sprechen hat sie es darin noch nicht gebracht. Nicht einmal Ja oder Nein kann sie auf indisch sagen. So erklärt eine Gespielin das stumme Räthsel und so sind alle Schwierigkeiten auf das glücklichste gehoben. Und glauben Sie ja nicht, das sei leicht gewesen. Es ist das Ei des Kolumbus und ich versichere Sie, Schiller und Göthe hätten diesen Ausweg nicht gefunden. Vive la France! Sterben muß man doch einmal, und darum ist es vernünftiger, singend und trinkend zum Richtplatze zu tanzen, als sich wie der betrübte Deutsche auf einer Kuhhaut unter Pfaffengeheul dahin schleppen zu lassen.

In dieſer Oper hörte ich Madame Cinti, eine ſehr gute Sängerin, die nach einer langen Krankheit dieſen Winter zum erſten Male wieder auftrat. Sie wurde mit einer Leidenſchaft, mit einer Begeiſterung empfangen, die ich ſehr lächerlich fand und die mich ärgerte. Wie mochte man den Napoleon empfangen haben, wenn er von ſeinen Siegen heimkehrte? Menſchliche Hände ertragen kein ſtärkeres Klatſchen. In ihrer Theaterſucht erſcheinen mir die Franzoſen oft ſehr kindiſch; denn des Lebens ganzen Ernſt wenden und verſchwenden ſie daran. Es iſt ein großes Glück für ſie, ihre Seligkeit und für die ganze Welt, daß Freiheit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Todesverachtung, etwas Theatraliſches haben; denn ich glaube, nur um dieſes Etwas willen, lieben und üben die Franzoſen jene Tugenden. Ihre Theaterſucht iſt eine wahre Nervenſchwäche, ſie bekommen Krämpfe, wenn man ſie an dieſem

Punkte reizt. Ein weggelaſſenes Lied, eine Rollenverwechslung, eine Aenderung der angekündigten Stücke, erregt einen wüthenden Sturm, der gefährlich ſeyn muß, weil ſich ſelbſt die Polizei fürchtet, ihn zu beſchwichtigen, oft den ungerechteſten Anmaßungen nachgibt, und nie wagt, eine Gewalt zu gebrauchen, vor der ſie ſich doch außer dem Theater nicht ſcheut. Die Franzoſen, ſonſt im geſelligen Leben ſo höflich, zuvorkommend, nachſichtlich und verſöhnlich, ſind im Theater grob, unverſöhnlich und bitter. Wer ſie auch nur im mindeſten, auch ohne Vorſatz und Schuld in ihrer Leidenſchaft ſtört, wird ohne Schonung mit Härte zurückgewieſen. Und alle, auch die, welche es nichts angeht, nehmen Parthei gegen den Verfolgten. Es geht keine Vorſtellung vorüber, in der nicht ein lautes und allgemeines Geſchrei à la porte! à la porte! ertönte. Ich ſelbſt habe ſchon einige ſolcher Händel gehabt, die mich ſehr amüſirten. Ich

hatte den Humor davon. Einmal ſetzte ich mich auf einen Platz, der mir nicht gehörte, aber ohne meine Schuld, die Logenfrau hatte mich falſch angewieſen. Als bald darauf der rechtmäßige Beſitzer des Platzes kam, weigerte ich mich anfänglich zu weichen, mußte aber bald nachgeben, denn meine Geduld und meine franzöſiſchen Grobheiten waren bald erſchöpft. Alles naßm Parthei gegen mich, und als ich fort ging, empfing mich die ganze Reihe im Balkon, an der ich vorüber mußte, mit boshaftem Lachen, mit Vorwürfen und bittern Spöttereien — ich mußte bis zur Thüre Spiesruthen laufen. Ein anderes Mal verließ ich meinen Platz, der mir nicht bequem war, um mir an der Kaſſe einen andern zu nehmen. Nun iſt es Sitte, daß man, um ſich ſeinen Platz zu ſichern, wenn man hinausgeht, einen Handſchuh oder ſonſt etwas darauf legt. Das wird reſpectirt. Mein Nachbar fragte mich, ob ich wieder käme,

und in diesem Falle sollte ich meinen Platz bezeichnen. Ich gab zur Antwort, ich könnte nichts Bestimmtes darüber sagen. Nun so sollte ich ihn bezeichnen. Das wollte ich aber nicht, um nicht wegen eines Handschuhes zurückkommen zu müssen. Der Herr war ganz in Verzweiflung, daß ich keinen festen Entschluß fassen wollte, und fing förmlich zu zanken an. Ich mußte laut auflachen, ging fort und überließ ihn seiner Pein. Und das war nicht etwa ein junger Mensch, oder einer aus den ungebildeten Ständen; sondern ein Mann von funfzig Jahren, der sehr vornehm aussah. Am nehmlichen Abend ließ eine Dame aus der Loge ihren Hut ins Parterre fallen. Ihr Herr ging hinab ihn zu holen. Die Vorstellung hatte noch nicht angefangen und doch wurde das als unverzeihliche Störung gerügt, und tobendes Geschrei à la porte! jagte den galanten Mann zur Thüre hinaus.

— Lord Byrons Memoiren machen mir großes Vergnügen. Ich habe mir einiges für Sie gemerkt. Es ſind Briefe, Tagebücher, und die Lücken in Zeit füllt Thomas Morus aus. Byron war ſtolz auf ſeinen alten Adel, und ſchon als Kind auf der Schule wählte er ſich ſeine Spielkameraden nur unter Standesgenoſſen. Sein misgeſtalteter Fuß machte ihm Gram ſein ganzes Leben durch. Er war noch nicht acht Jahre alt, als er die Liebe kennen lernte. Seine erſte Geliebte hieß Marie Duff. Das muß man aber engliſch ausſprechen; im Deutſchen klänge der Name gar zu proſaiſch für die Geliebte eines Dichters. Dante ſah und liebte an einem erſten Mai ſeine Beatrice, da er noch ein Knabe war. Canova erzählt, daß er ſich vollkommen erinnere, in ſeinem fünften Jahre verliebt geweſen zu ſeyn. Alfieri, ſelbſt ein Frühliebender, betrachtet dieſe frühreife Empfänglichkeit als ein unfehlbares Zeichen einer

für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften gebildeten Seele. Welchen ſchönen Enthuſiasmus haben die Engländer für die Reliquien ihrer großen Männer. Für einen Brief von Lord Byrons Vater, der ein unbedeutender Menſch war, wurden fünf Guineen vergebens geboten. Wie viel zahlte wohl ein Frankfurter Banquier für einen Brief von Goethe's Vater? Unter den Reliquien des Dichters, die man gefunden, befindet ſich auch eine alte Untertaſſe von chineſiſchem Porzelaine, wovon Byron als kleines Kind in einem Anfalle von Zorn ein Stück abgebiſſen hatte. In ſeinem neunzehnten Jahre hatte er ſchon über viertauſend Romane geleſen, die unzähligen andern Schriften in allen Sprachen und Wiſſenſchaften ungerechnet. . . . . „Freundſchaft iſt die Liebe ohne Flügel" — ſagt Byron. . . . In ſeiner Jugend führte er eine tolle Hauswirthſchaft. Sie hätten ihn gewiß nicht beſucht,

und wären Sie seine Schwester gewesen. Er wohnte auf seinem väterlichen Stammgute, das ehemals ein Kloster war, und das noch viel von seiner klösterlichen Einrichtung übrig behalten hatte. Da lebte Byron mit seinen wilden Gesellen als Mönche vermummt. Wenn man in den Hof des Gebäudes trat, mußte man sich sehr hüten, nicht zu weit rechts zu gehen, um nicht einem Bär in die Tatzen zu fallen, der da frei in seiner Hütte lag. Zu weit links durfte man auch nicht treten, denn da war ein böser Wolf angekettet. Hatte man Bär und Wolf glücklich zurückgelegt, war man darum seines Lebens noch immer nicht sicher. Wenn man die Treppe hinauf ging, mußte man die Vorsicht gebrauchen, durch starkes Schreien seine Ankunft zu verrathen, sonst war man in Gefahr, todt geschossen zu werden, denn oben auf dem Vorplatze übte sich Byron und seine Gesellen im Pistolenschießen nach ei-

ner alten Wand. Bis zwei Uhr Nachmittags dauerte das Frühſtück. Wer um eilf Uhr aufſtand, konnte nichts haben, denn alle Bedienten lagen noch im Bette. Das Mittageſſen dauerte bis zwei Uhr Nachts. Zum Schluſſe wurde in einem Todtenſchädel, der in Silber eingefaßt war, Burgunder kredenzt. Dann gingen die betrunkenen Kameraden, in Mönchskutten gekleidet, jeder in ſeine Zelle. . . . Byron mußte wohl viel geliebt haben, denn er haßte das Geſchlecht. Er ſagte einmal. „Ich „kenne nur einen einzigen Menſchen, der glück„lich geweſen. Das war Beaumarchais, der „Verfaſſer des Figaro. Vor ſeinem dreißig„ſten Jahre hatte er ſchon zwei Weiber be„graben und drei Prozeſſe gewonnen.“ Ein andermal ſchrieb er einem Freunde: „Ich bitte dich, nenne mir nie eine Frau in deinem Briefe, und enthalte dich jeder Anſpielung auf dieſes Geſchlecht.“ Sie ſehen, Byron war

auch ein Bär — an der Kette. . . . Als er hörte, daß Napoleon die Schlacht von Leipzig verloren, ſchrieb er Folgendes in ſein Tagebuch: „Von Männern beſiegt zu werden, „das iſt noch zu ertragen, aber von drei alten „Dynaſtieen, von dieſen Souverainen der legitimen Race! O! Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! das muß, wie Cobbet ſagt, von „ſeiner Verbindung mit dem öſterreichiſchen „Stamme, dicker Lippen und bleiernen Gehirnes kommen. Er hätte beſſer gethan, ſich „an der zu halten, die Barras unterhalten. Nein, ſo viel ich weiß, hat man nie „geſehen, daß eine junge Frau und eine geſetzmäßige Ehe Andern Glück gebracht als „phlegmatiſchen Menſchen, die von Fiſchen leben und keinen Wein trinken. Hatte er nicht „die ganze Oper, ganz Paris, ganz Frankreich? Aber mit einer Maitreſſe gibt es gleiche „Noth, wenn man nemlich nur eine beſitzt.

„Hat man deren aber zwei oder mehrere, „macht sie die Herzens-Theilung geschmeidi„ger.“ In England werden die gelehrten Weiber scherzweise Blaustrümpfe genannt, wahrscheinlich wegen der Vernachläßigung ihrer Toilette, die man bei ihnen voraussetzt. Darauf anspielend schrieb einmal Byron in sein Tagebuch: „Morgen, Einladung zu einer Indi„go-Soirée bei der blauen Miß ***. Soll „ich gehen? Ach! Ich habe wenig Geschmack „für die blauen Kornblumen, für die „schönen Geister in Unterröcken; aber man „muß artig seyn.“ Seine wahre Gesinnung über die Weiber drückt folgende Bemerkung in seinem Tagebuche treuer aus: „Schon die bloße „Anwesenheit einer Frau hat für mich etwas „Beruhigendes, übt selbst, wo keine Liebe „statt findet, einen seltsamen Einfluß auf mich, „den ich mir bei der geringen Meinung, die „ich von dem Geschlechte habe, durchaus nicht

„erklären kann. Aber gewiß, ich bin zufriede-
„ner mit mir ſelbſt und mit aller Welt, ſo-
„bald eine Frau in meiner Nähe iſt.“ Dieſe Bemerkung Byrons hat mich ſehr gefreut, denn es geht mir hierin gerade ſo wie ihm. Ich glaube dieſes auch erklären zu können, aber das liegt in einem Schranke meines Kopfes eingeſchloſſen, wozu ich in dieſem Augenblick nicht den Schlüſſel habe. Byron haßte die Menſchen wie er die Weiber haßte — mit den Lippen. Weiche Herzen wie das ſeine, ſchützt die Natur oft durch ein Dornengeflechte von Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaaf iſt, weiß das und fürchtet ſich nicht, dem ſtechenden Menſchenfeinde nahe zu kommen. Byron ſuchte eine Befriedigung der Eitelkeit darin, für einen Mann von ſchlechten Grundſätzen und boshaftem Gemüthe zu gelten. Weil es ihm ſchwer fiel, die angeborene Güte ſeines

Herzens zu beſiegen, ſah er es für eine Heldenthat an, wenn ihm dies einmal gelang. Menſchen, die wirklich und mit Leichtigkeit ſchlecht ſind, fällt es nie ein, damit groß zu thun. Byron ſollte einmal für Unglückliche, die, ich weiß nicht welcher Hülfe bedürftig waren, im Parlamente eine Bittſchrift vorlegen. Aber aus Geiſtes-Trägheit unterließ er es. Bei dieſem Anlaſſe ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Baldevin hört nicht auf mich zu beläſtigen; „aber ach! ich kann nicht heraus, ich „kann nicht heraus — ſchrie der Star„matz in einem fort. O! jetzt ſtehe ich auf „gleicher Höhe mit dem Hunde Sterne, der „lieber einen todten Eſel beweinte, als ſeiner „lebenden Mutter beiſtand. Erbärmlicher Heuch„ler — niederträchtiger Sklave — Schuft! „Aber ich, bin ich beſſer? Ich kann den „Muth nicht finden zum Beſten zweier Un„glücklichen eine Rede zu halten, und drei

„Worte und ein halbes Lächeln der ***, wenn „sie da wäre und es von mir verlangte, hätte „mich zu deren eifrigſten Vertheidiger gemacht. „Fluch über Larochefaucault, der immer Recht „hat.“ Wußten Sie das ſchon, daß der empfindſame Sterne ein ſolcher Schuft geweſen: Ich habe das ſchon früher geleſen — et puis fiez-vous à messieurs les savans! — Was ſeinen Werth als Dichter betrifft, drückt ſich Byron darüber ſowohl in ſeinem Tagebuche als in ſeinen Briefen mit großer Beſcheidenheit aus, und ich halte dieſe Beſcheidenheit für aufrichtig. „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt.“ Ueber Schriftſteller-Eiferſucht ſagt er: „Iſt das Gebiet „des Geiſtes nicht unendlich? Auf einer Renn„bahn, die kein Ziel hat, was liegt daran, „wer vorn, wer hinten iſt? Der Tempel des „Ruhms iſt wie der der Perſer — das Uni„verſum, die Gipfel der Berge ſind unſere

„Altäre! Ich würde mich mit einem namen-
„losen Berge oder dem Kaukasus begnügen,
„und alle, welche Lust haben, können sich des
„Montblanc oder des Chimborasso bemächti-
„gen, ohne daß ich mich ihrer Erhöhung ent-
„gegen setze.“

Samſtag, den 2. April.

Sie ſehen aus den Bruchſtücken von Lord Byrons Memoiren, die ich Ihnen geſtern mitgetheilt, welch ein mannigfaltiges Gedankenleben ſich in ſeinem Tagebuche und in ſeinen Briefen bewegt. Und ich bin noch nicht in der Mitte des Buches, noch nicht in der Mitte von Byrons Laufbahn; das Beſte und Schönſte muß noch kommen. Sie ſehen, daß man ein bedeutender Dichter und ein bedeutender Menſch zugleich ſeyn kann, und ich bitte Sie daran zu denken, wenn ich Ihnen nächſtens von dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. von Humboldt, den ich in dieſen Tagen geleſen, berichten werde.

Acht und vierzigster Brief.

Paris, Sonntag den 3. April 1831.

— — Noch einiges von Lord Byron. Charactere solcher Art sind nicht blos wegen ihrer selbst wichtig, sie sind wichtiger durch ihre Berührung mit der Aussenwelt. Nur daß sie lehrreich sind, verschafft ihnen Verzeihung. Gewöhnliche friedliche Menschen sind elastisch, sie geben jedem Drucke des Lebens nach, erheben oder senken, erweitern oder verengen sich, gehen vorwärts oder zurück, wie sie bewegt

werden. Aber in dieſer ſtummen Verträglichkeit, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Zorn und ohne Verſöhnung, ſchläft das Herz, ſchlafen die Sinne ein, und kein Wunſch und kein Schmerz wird laut. Nicht der ungeſtörte, nur der Friede nach dem Kriege iſt ſchön. Aber unzufriedne, ſtörrige, hadernde Geiſter wie Byron, kämpfen mit der Welt, geben oder empfangen Wunden, Sieger drücken ſie der Welt ihr eigenes Gepräge auf, beſiegt ihnen die Welt das ihrige. Krank wie ſie ſind, machen ſie alles krank um ſich her, und ſo offenbaren ſie die Geheimniſſe des Menſchen und der Natur. Denn das Geheimniß jeder Kraft wird erſt kund, wenn ſie abweicht im Maaße oder Ziele. Wie mit der Welt ſtand Byron mit Gott feindlich. Zum Glauben geht der Weg über den Unglauben. Die Nicht-Gläubigen, die Gleichgültigen, die leugnen Gott nicht, ſie denken gar nicht an ihn, und ſterben

wie die Kinder ohne Sünde und ohne Tugend. Aber die Ungläubigen, die leugnen Gott. Sie kämpfen mit dem Glauben, ehe sie ihn gewinnen; denn hier ist die Niederlage der Sieg. Walter Scott hatte einst dem Byron prophezeiht, er würde in reifern Jahren noch katholisch werden. Das wäre auch ganz gewiß eingetroffen, wenn Byron ein höheres Alter erreicht hätte. Er lästert manchmal recht lustig: „Wie zum Teufel hat man eine Welt wie die „unsrige machen können! In welcher Absicht, „zu welchem Zwecke, zum Beispiel, Stutzer „schaffen, Könige, Magister, Weiber von einem gewissen Alter, und eine Menge Männer von jedem Alter, und gar mich! Wozu?“ Es ist doch sehr galant von Byron, daß er nur die alten Weiber, die Männer aber von jedem Alter für schlechtes Machwerk erklärt! Dagegen schrieb er einmal aus Hastings, einem Badeorte, wo er mehrere Wochen ver-

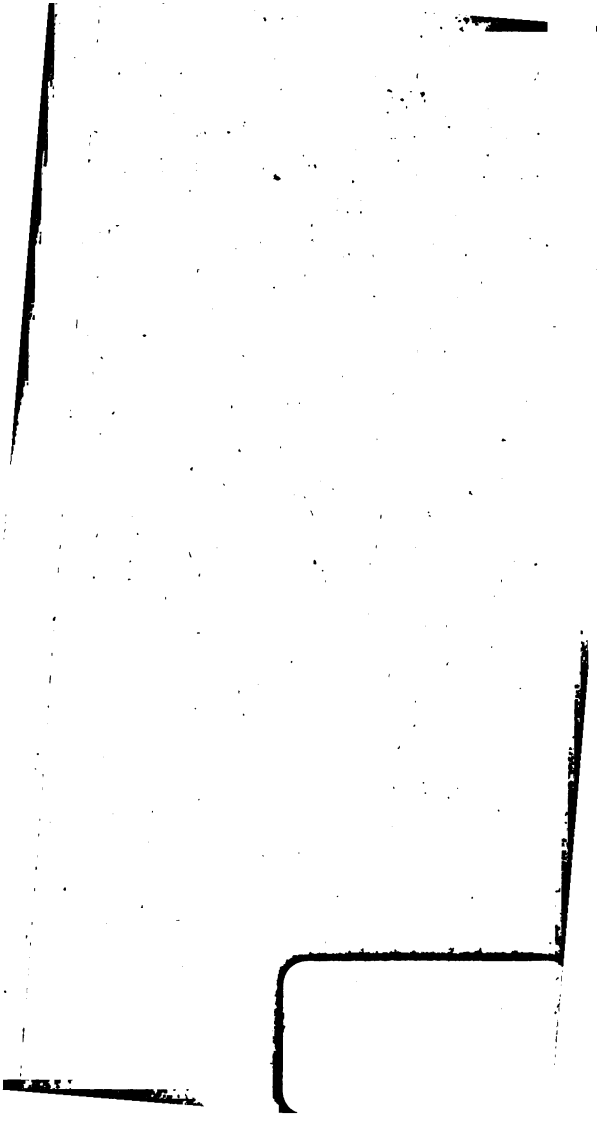
lebte, Folgendes an Thomas Moore: „Ich „begegnete einem Sohn des Lord Erskine, der „mir ankündigte, daß er seit einem Jahre ver„heirathet, und der glücklichste Mensch von der „Welt sei. Freund Hodgson sagt auch, er wäre „der glücklichste Sterbliche. O! welch eine „schöne Sache ists hier zu seyn! und wäre es „auch nur um die superlativen Glückseligkeiten „aller dieser Füchse mit anzuhören, die, weil „sie sich den Schwanz haben abschneiden las„sen, Andere bereden möchten das Nehmliche „zu thun, um ihnen Gesellschaft zu leisten.“ Der arme Spötter! Der dumme Fuchs! Ganz kurze Zeit nach diesem Briefe heirathete Byron selbst! Als er den stillen Vorsatz, sich zu verheirathen, seinen vertrauten Freunden mittheilte, und ich als Leser das Geheimniß erfuhr, kam ich in eine wahrhaft komische Angst. Es war mir, als müsse ich Byron beim Rocke zurück halten, und fast hörbar sprach der Ge-

danke in mir: Um Gotteswillen Byron, thue es nicht, heirathe nicht, du taugst nichts für die Ehe! und wenn alle Weiber Engel wären, jede würde doch deine Hölle, und du würdest der Teufel werden jeder Frau. Ach! er folgte mir nicht und heirathete. Nach einem Jahre, da er Vater geworden war, verließ ihn die Frau, und sie trennten sich auf immer. Dieser Vorfall brachte die große Welt von ganz England in Aufruhr. Verläumdungen, Haß und Verachtung hetzten den armen Byron fast zu Tode. Selten fand sich ein Freund, der es wagte, ihn leise zu vertheidigen. Byron selbst vertheidigte sich nicht, und ohne sich anzuklagen, sprach er seine Frau von aller Schuld frei. Diese Letztere und deren Familie schwiegen auch aus berechneter Bosheit, und gewannen sich durch diesen Schein von großmüthiger Nachsicht alle Stimmen. Man hat Thomas Moore vorgeworfen, er habe, ich weiß nicht

ob im Intereſſe von Byrons Familie oder der ſeiner Frau wichtige Dokumente unterdrückt, in deren Beſitz er geweſen, und die das Geheimniß und das Räthſel jener unglücklichen Ehe hätten aufdecken können. Aber, mein Gott, wo iſt das Geheimniß, wo Räthſel! Ich begreife nicht, wie ſich Moore ſo große Mühe geben mochte, Byron zu entſchuldigen, was doch, nachdem er Folgendes geſagt, ſich ganz unnöthig zeigte. Moore ſagt: „Die Wahrheit iſt, daß Geiſter von höherem Range ſich „ſelten mit den ſtillen Neigungen des Familienlebens vertragen.“ „Es iſt das Unglück „großer Geiſter (ſagt Pope) mehr bewundert „als geliebt zu werden.“ „Das beſtändige „Nachdenken über ſich ſelbſt, die Studien und „alle Gewohnheiten des Genies, ſtreben dahin, den der es beſitzt oder wahrer zu reden, „den der von ihm beſeſſen wird, von der Ge-

„meinheit der Menſchen abzuſondern. Opfer „ſeiner eignen Vorzüge, verſteht er keinen und „wird von keinem verſtanden. Er wirft in „einem Lande, wo nur kleine Münze im Um„laufe iſt, Gold mit vollen Händen aus. Man „fühlt wohl ſeine Größe; aber es gehört eine „Art Gleichheit dazu, wenn ſich wechſelſeitige „Neigung bilden ſoll. Die Natur hat es nun „einmal ſo gewollt, daß auf dieſer Erde kei„nes ihrer Werke vollkommen ſeyn ſoll. Der„jenige, der mit den glänzenden Gaben des „Genies auch jene Sanftmuth des Characters „und jene friedlichen Empfindungen verbände, „welche die Grundlagen des häuslichen Glückes „machen, er wäre mehr als ein Menſch. Man „betrachte das Leben aller großen Männer, „und man wird finden, daß der Ausnahmen, „wenn es je welche gab, ſehr wenig waren.“ Wie wahr iſt das Alles, und wie recht ha-

ben die Eltern heirathbarer Töchter, wenn ſie bei der Wahl ihrer Schwiegerſöhne, mehr auf Geld als Genie ſehen. Mir iſt keine Frau bekannt, die ein dummer Mann unglücklich gemacht hätte, und keine, die mit einem genialiſchen glücklich gelebt. Moore, wie geſagt, bemüht ſich den Lord Byron von aller Schuld freizuſprechen. Aber unter der Beſchuldigung, die er anführt, um ſie zu widerlegen, iſt eine, die er beſſer nicht erwähnt hätte. Denn ſie gründet ſich ſo ſehr auf Byrons Charakter, auf ſeinen Stolz und ſeine Reizbarkeit, daß ſelbſt ein Billiger und Fremder wie ich, ſehr geneigt wird, ſie für mehr als Verläumdung zu halten. Lord Byron hatte um das Frauenzimmer, das er ſpäter geheirathet, ſchon früher angehalten; aber das Erſtemal einen Korb bekommen. Nun ſagt Moore: „Man behaup„tete und glaubte ſelbſt allgemein, daß der

„edle Lord den zweiten Heirathsantrag an Miß „Wilbank, nur in der Abſicht gemacht habe, „um ſich für den Schimpf der früheren Abwei„ſung zu rächen; und man ging ſogar ſo weit „zu ſagen, daß er dies der Neuvermählten, „als er mit ihr von der Trauung aus der „Kirche kam, ſelbſt geſtanden habe. Dieſem „Plane treu, habe er auf nichts geſonnen als „Mittel zu finden, ſeine Gemahlin durch alle „mögliche niederträchtigen und lächerlichen Bos„heiten zu kränken. So erzählten es die ſehr „glaubwürdigen Chronikmacher.“ Das wäre aber gewiß eine theure Rache geweſen, und ich möchte auf meinen Todfeind keine ſo großen Koſten wenden. Wenn mir es begegnete, daß mir ein Frauenzimmer, deren Hand ich forderte, einen Korb gäbe, würde ich all mein Leben ihr zu Füßen liegen und allen Leuten erzählen: ſeht, das iſt meine Wohlthäterin,

ich habe ihr mein ganzes Glück zu verdanken! Mit welchen romantiſchen Gefühlen, mit welcher ätheriſchen Stimmung Byron zur Ehe ſchritt, verrathen folgende wenige Worte. Einen Tag vor ſeiner Hochzeit ſchrieb er einem Freunde, aber mit der größten Ernſthaftigkeit: „Man ſagt mir, man könne ſich nicht in einem ſchwarzen Kleide trauen laſſen, und ich „mag mich nicht blau anziehen; das iſt gemein, und es mißfällt mir.“ Den häßlichen Ehemann vergeſſen zu machen, zum Schluſſe noch ein Wort vom ſchönen Geiſte. Er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Ich erinnere mich, Blücher in einigen Londoner Geſellſchaften geſehen zu haben, und nie ſah ich einen Mann ſeines Alters, der ein ſo wenig ehrwürdiges Anſehen hatte. Mit der Stimme und den Manieren eines Werb-Sergeanten macht er Anſprüche auf die Ehre eines Helden. Es iſt